

Titel	Chroniken einer Jedi
Autor	Elwen Undomiel
eMail-Adresse	Elwen@gmx.de
Zeit	Konnte ich leider nicht festlegen
Inhalt	Eine Frau, die sich nach jahrelanger Sklaverei, das Dasein eines Jedi erkämpfen will, die aber feststellen muss, dass dieser Weg gefährlich ist.
Anmerkungen	Dies ist erst der erste Teil meiner Geschichte: Nehallania Sollte ich den nächsten Teil beendet haben, werde ich ihn ebenfalls einsenden.
Spoiler	-
Rechtehinweis/ Disclaimer	Dieses Werk basiert auf Figuren und Handlungen von <i>Krieg der Sterne</i> . <i>Krieg der Sterne</i> , alle Namen und Bilder von <i>Krieg-der-Sterne</i> -Figuren und alle anderen mit <i>Krieg der Sterne</i> in Verbindung stehenden Symbole sind eingetragene Markenzeichen und/oder unterliegen dem Copyright von Lucasfilm Ltd. This literary work is a piece of fan fiction. <i>Star Wars</i> , and all associated content (whether trademarked, copyrighted or otherwise protected by U.S. or international law) are property of LucasFilm Ltd.

Chroniken einer Jedi Nehallania

Wie beginnt man eine Geschichte wie meine?

Das ist nicht so einfach! Doch ich denke dass ich zuerst mein Volk vorstellen sollte, da wir nicht wie ihr Menschen sind!

Ich gehörte zu den Maschi bis ich die Wahrheit erfuhr, doch da ich dies erst sehr viel später bemerkte, sollte es vorerst genügen mich als Maschi zu sehen.

Die Maschi lebten auf einem kleinen Planeten in einem für sie unerforschten Universum. Sie waren einfache Landleute und mit ihrem Leben zufrieden, so dass sie niemals ihren Planeten verließen und nichts von alledem ahnten, was sich um sie herum abspielte. Sie hatten eine Macht mit der sie viele Dinge tun konnten. Gute und Böse! Dazu gehörten ihre Fähigkeiten die Zukunft zu sehen, Gegenstände ohne Berührung zu bewegen und die Gedanken anderer zu lesen. Letzteres wurde jedoch nicht getan (es galt als sehr unhöflich!). Die Maschi kannten keinen Hass oder Neid, denn da jeder mit jedem verwandt war half man sich gegenseitig, auch mussten sie weder essen noch schlafen (sie taten es meist dennoch); das Wort Verbrechen kam in ihrem Wortschatz nicht vor, doch wenn ein Maschi 5 Jahre alt war kannte er schon 20 verschiedene Wörter für Liebe.

Eine Traurige Fähigkeit war die Tatsache, dass sie ihr unendlich langes Leben freiwillig und ohne Gewalt beenden konnten. Doch im Allgemeinen konnte man sagen das, dass Leben der Maschi so schön war das man darüber nichts anderes zu sagen brauchte.

Doch... ich sitze nun hier und schreibe dies was unweigerlich bedeutet, dass etwas geschehen ist, das dieses Paradies zerstört hat, das ich kaum kannte.

Es war etwas von dem niemand gedacht hatte, dass es diese verheerende Folge haben würde. Ein Raumschiff stürzte ab. Auf unseren unberührten Planeten stürzte ein Raumschiff mit Menschen ab.

Nun ich denke jeder wird sich jetzt denken: kein Problem das repariert ihr wieder und schickt es wieder weg. Ich wünschte es wäre so einfach gewesen.

Wie ich schon sagte wir waren ein Landvolk und hatten kaum Technik, sodass die Menschen unweigerlich hier bleiben mussten. Anfangs war das auch nicht so schlecht denn unsere beiden Völker schienen glücklich miteinander zu sein. Und bald erfolgten die Hochzeiten und danach die Kinder und alles schien gut.

10 Jahre nachdem das erste Kind zwischen Maschi und Menschen auf die Welt gekommen war begann es:

Mein Volk entschied sich einer nach dem anderen für den Tod. Ihr fragt euch warum? Das war einfach und dennoch schwierig: es waren die Kinder. Wir mussten feststellen, dass unsere Macht und die menschliche Seele sich nicht verstanden. Die Kinder schienen das exakte Gegenteil von uns Maschi's zu sein: sie waren gewalttätig, hassten jeden, waren gierig wie es nicht schlimmer geht und heirateten nur wenn es sich lohnte. Jeder von ihnen war von Kindesbeinen an nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Als mein Volk dies erkannt hat verließ es diese Welt freiwillig und überließ sie ihrem Schicksal.

Ich wünschte meine Eltern hätten es genauso getan, doch sie wollten bleiben um das Erbe unseres Volkes zu schützen. So wurde ich geboren und nach mir mein Bruder. Doch war das Schicksal gegen den Plan meiner Eltern. Meine Mutter starb bei der Geburt meines Bruders Henry und unser Vater wurde bei einem Unfall getötet, von dem ich immer noch nicht weiß ob er nicht vielleicht doch geplant war geplant war. Nun waren mein Bruder und ich alleine und kamen zu unserer Tante, die nun unser Vormund war. Doch diese hatte mehr im Sinn als mich und meinen Bruder auf ein selbstständiges Leben vorzubereiten, denn ihre Mutter war eine Maschi ihr Vater jedoch ein Mensch.

Und so begann mein Dasein als Sklavin als ich nicht älter als 8 Jahre war:

Vor dem Morgengrauen aufstehen um das Frühstück zu machen, und dann das Anwesen, das eigentlich mein Erbe war, sauber machen; Mittagessen kochen und dann servieren, danach mussten wir die Kleider waschen und den Garten von Unkraut befreien. Ich und mein Bruder hatten im Haus und Garten verschiedene Abschnitte zugewiesen bekommen, für die wir verantwortlich waren und wenn ein Abschnitt davon nicht ausreichend geputzt oder gereinigt war so wurden wir geschlagen und mussten es am nächsten Tag nachholen was so gut wie unmöglich war.

Nun ich war acht und Henry drei Jahre alt und damit nicht für die Arbeit geeignet, so verrichtete ich meist seine Arbeiten weswegen ich meine nie abschließen konnte und dafür

bestraft wurde, während mein Bruder spielte und wütend war weil ich keine Zeit für ihn hatte. Und so ging es sechs Jahre lang. Bisher hatte ich es immer irgendwie geschafft Henry die Wahrheit vorzuenthalten. Doch das war nun nicht mehr möglich und ich wusste, dass seine viel zu kurze Zeit als Kind vorbei war. In Wirklichkeit nahm ich an das er vieles längst begriffen hätte; denn irgendwann fragt auch ein Kind warum es in einem feuchten Kellerloch leben muss. Irgendwann sieht auch ein Kind die lautlosen Schreie in den Augen der älteren Schwester, wenn diese in den Kerker kommt und sich vorsichtig zu Schlafen auf den Bauch legt.

Doch dann kam der Tag der für lange Zeit der glücklichste in meinem Leben war, bis ich begriff was für einen folgenschweren Fehler ich gemacht hatte. Wir bekamen Besuch; das heißt eigentlich bekam unsere Tante Besuch. Er war ein wichtiger Mensch, dessen Mutter eine Maschi gewesen war, er hatte ein Raumschiff erbaut und war zu einem anderen Planeten geflogen und führte dort „wissenschaftliche Experimente“ durch von denen er nicht mehr erzählte als das er es irgendwann der ganzen Welt zeigen würde. Nun, wieder einmal griff das Schicksal in mein Leben ein und dieser Mann lief im Garten meinem Bruder über den Weg, der sich über den neuen Mitspieler freute und bald waren die beiden in ein Spiel vertieft das Henry selbst erdacht hatte. Als meine Tante ihn schließlich bei meinem Bruder fand, bestand der Mann darauf das Henry mitkommen sollte. Da ich es war die den Tee servierte erfuhr ich wer der Mann war und vernahm zum ersten Mal seinen Namen: Forial.

Nun ihr mögt denken das der Name einfach nur seltsam klingt und er mir deshalb nicht gefiel, doch es war das erste Mal seit ich meine Tante kennen gelernt hatte, dass irgendetwas tief in mir drin sich mit aller Macht dagegen sträubte in die Nähe dieses Mannes zu gehen.

Als es Abend wurde und meine Tante sich fürs Essen umzog, schickte ich meinen Bruder zum Bach mit der Begründung er solle sich die Hände waschen. Ich stand am Balkon und sah hinaus auf das Grundstück auf dem ich leiden musste und das eigentlich mir gehörte.

„Henry ist ein außergewöhnlicher Junge er scheint die Eigenschaften meines aber auch eures Volkes in sich zu vereinen. Er könnte mir sehr nützlich sein. Bei den Dingen die ich tue. Er ist aufgeweckt und hat diese kindlichen Eigenschaften die meinen anderen Mitarbeitern fehlen.“ Ich zuckte zusammen als ich auf einmal die Stimme Forials hörte, wusste jedoch genau, dass er mich gemeint hatte.

„Er trifft seine eigenen Entscheidungen und ich gedenke nicht sie für ihn zu treffen!“ antwortete ich, da ich somit weder ja noch nein zu seiner unausgesprochenen Frage sagte. Ich spürte seinen Blick im Nacken, als er erwiderte:

„Dennoch sollte diese Angelegenheit vorher mit euch besprochen sein. Denn ihr seid seine Schwester, auch wenn euch das nicht viel zu bedeuten scheint!“ Ich war mir nicht sicher ob er versuchte mich zu provozieren oder Tatsächlich glaubte, was er da sagte. Wütend war ich in jedem Fall! Ich drehte mich um und sah ihm direkt in seine ausdruckslosen Augen:

„Vielleicht solltet ihr aufhören über Leute zu urteilen, die ihr nicht kennt. Falls ihr es dennoch tun wollt rate ich euch dringest erst einmal alles über mich und Henry zu erfahren bevor ihr urteilt! Nur weil unsere Tante sagt das wir einen Lehrer haben und die unterschiedlichsten Sachen lernen heißt das noch lange nicht das dem auch so ist.“ Am liebsten hätte ich geschrieen, war mir aber bewusst, dass dann meine Tante kommen würde und dem ganzen ein Ende setzen würde.

„Ihr seid also anderer Meinung als eure Tante? Das ist Interessant!“

„Nun in Anbetracht der Tatsache, dass weder Henry noch ich einen Lehrer aus der Nähe gesehen haben und wir beide dafür sorgen sollen das dieses Haus sauber ist und bleibt, weswegen wir Schläge bekommen wenn wir das nicht schaffen; JA ich bin anderer Meinung als meine Tante.“ Jetzt schien Forial ernsthaft verwirrt:

„Wenn es so ist wie ihr sagt, warum sah ich euren Bruder dann spielend im Garten sitzen? Erklärt mir das!“ Ich zog mein Hemd am Rücken hoch und zeigte ihm meinen Rücken der nach sechs Jahren mit Narben übersät war, von denen die Jüngsten nur drei Tage alt waren:

„Vielleicht weil ich die Arbeit meines Bruder tue um ihm eine Kindheit zu ermöglichen, die ich niemals hatte!“

Ich spürte seine Hand auf meinem Rücken wie er eine Strieme entlangfuhr und hatte wieder dieses seltsame Gefühl, das bereits sein Name bei mir ausgelöst hatte. Doch ich riss mich zusammen. Henrys Zukunft war wichtiger als ein schlechtes Gefühl. Ein paar Minuten später stand ich auf meinem Platz in der Ecke während meine Tante gerade zur Tür hereinkam. Soweit ich sehen konnte trug sie ihren gesamten Schmuck und ich musste an mich halten um nicht in Lachen auszubrechen denn sie sah eher aus wie ein beschmückter Festbaum als wie eine Dame von Stand.

Zwei Stunden später war es dann so weit: der einzige Grund warum ich nicht schon längst gegangen war, schien nun endlich gekommen zu sein:

„Nun ich muss sagen, dass das Essen sehr gut war, dennoch ich muss aus geschäftlichen Gründen bereits heute Abend noch gehen“, sagte Forial. Meine Tante sah aus als würde sie ihn am liebsten anflehen, damit er noch bliebe. Doch Forial sprach ungerührt weiter:

„Ich werde für meine nächsten Experimente einen sehr jungen Helfer brauchen und wollte daher Henry fragen ob er nicht mit mir kommen möchte.“

Schneller als der Blitz wandte sich der Blick meiner Tante zuerst zu Henry, der in seinem Stuhl eingeschlafen war, zu mir. Bereits bevor ich ihn sah konnte ich mir diesen Blick vorstellen und eines war klar: Dafür würde ich bezahlen müssen, nicht mit Münzen sondern mit Blut. Doch das war mir im Moment egal, Henry war wichtiger.

„Ich hoffe, dass sie nichts dagegen haben?“ sagte Forial mit hochgezogener Augenbraue um die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken.

„Natürlich nicht. Ganz im Gegenteil ich bin hoch erfreut das ich der Wissenschaft dienen kann. Nehallania!“ Als ich meinen Namen hörte sah ich sofort auf.

„Du holst jetzt Henrys Sachen aus dem Schrank im zweiten Geschoss und ziehst ihm dann etwas anderes an. Mit seinen Spielkleidern würde er sich sonst eine Erkältung holen.“ Fügt sie mit einem Blick auf die dreckigen Sachen die mein Bruder trug.

Vorsichtig weckte ich meinen Bruder auf und nahm ihn mit nach oben. „Was ist los wo gehen wir hin? Ich will noch nicht ins Bett!“ Erst als mein Bruder stehen blieb merkte ich, dass er etwas gesagt hatte.

„Warum siehst du denn so traurig aus? Was ist denn?“ Zornig drehte ich mich um und ging ohne ein Wort zu sagen weiter.

Zu meinem Glück stellte Henry keine weiteren Fragen und tat es auch nicht als ich ihn anwies sich umzuziehen und derweil die Sachen die unserem Vater gehört und die er dafür aufgehoben hatte in einen Koffer packte.

„Es wird sich jetzt vieles für dich ändern, Henry. Du wirst einen Freund und Spielgefährten haben und in einem richtigen Bett schlafen. Du bekommst richtige Spielsachen und kannst denn ganzen Tag machen was du willst.“ Sagte ich während ich versuchte meine Stimme ruhig zu halten.

„Bekomm ich dann auch ein kleines Pony? Oder ein Thales? Und bekommst du dann schöne Kleider und Schmuck?“

Ich drehte mich um und sah in das glückliche Kindergesicht. Sofort wandte ich mich wieder dem Schrank zu um nicht länger das Glück, in seinen Augen sehen zu müssen.

„Ich werde nicht mitkommen, Henry. Ich bleibe hier verstehst du? Das hier ist nun einmal mein Zuhause und ich werde hier bleiben!“

„Aber...“ „Es gibt kein aber, Henry“ Ich sah ihm in die Augen, die langsam begriffen. „Du wirst alleine gehen und mich hier lassen. Und ich werde keine Diskussion zulassen! Manchmal muss man den Dingen ihren Lauf lassen.“

„Aber du bist doch nicht glücklich hier, oder? Und ich werde dich auch ganz schrecklich vermissen!“ Henry sah aus als würde er gleich in Tränen ausbrechen. Ich schloss ihn in meine Arme da ich es nicht mehr ertrug ihm in die Augen sehen zu müssen.

„Ich liebe dich Henry, du bist alles was ich habe und ich möchte dich nicht verlieren! Aber ich muss hier bleiben. Kannst du das verstehen?“ Henry schüttelte den Kopf, sodass ich ihm wieder in die Augen sah:

„Ich habe hier noch etwas zu tun, weißt du. Ich kann das nicht richtig erklären, weil ich es selbst nicht verstehe, aber ich darf noch nicht gehen. Irgendwann werde ich es tun, doch nicht heute. Jetzt musst du alleine gehen! Komm es wird Zeit! Zieh dir den Mantel an.“ Ich führte ihn hinunter in die Eingangshalle wo Forial bereits fertig zur Abreise stand. Ohne ein Wort drehte dieser sich um und ging hinaus, wo eine Kutsche bereit stand.

Plötzlich riss sich Henry von mir los: „Ich hab was vergessen.“ Forial wandte sich um als hätte er darauf gewartet mit mir zu sprechen:

„Werdet ihr zurechtkommen?“

„Ich weiß es nicht aber ich kann hier nicht weg. Für mich ist es dafür zu spät. Aber Henry wird das hier vergessen, so wie mich, und das ist mehr als ich zu Hoffen wage!“ Forial sah mich an:

„Und es ist das was ihr am meisten fürchtet.“ Ich nickte, da Henry gerade zurückkam. „Ihr habt noch fünf Minuten, dann müssen wir gehen.“ sagte er und stieg dann in die Kutsche.

Ich ging in die Knie um mit Henry auf einer Augenhöhe zu sein.

„Ich will nicht gehen. Ich kann dich doch nicht einfach zurücklassen! Das tut man doch nicht!“ Ich sah ihn an und wusste das nun der Schlimmste Teil kam:

„Henry! Ich will dich doch auch nicht verlieren aber manche Dinge müssen geschehen. Ich verspreche dir, dass wir uns wieder sehen werden. Irgendwann und wenn Jahrhunderte dazwischen liegen. Wir werden uns wieder sehen! Und wenn du in Gefahr bist und ich es weiß werde ich dir jemanden schicken damit er auf dich aufpasst!“ „Und wie soll ich ihn dann erkennen?“ fragte Henry.

Ich wischte ihm die Tränen aus dem Gesicht, während ich ihm sagte:

„Er wird dir diesen Satz sagen: *tulin o Elwen!* Das bedeutet, dass er von mir kommt und dir helfen wird! Das musst du dir merken! Und jetzt musst du gehen!“ Mit diesen Worten schloss ich ihn in die Arme und gab ihm dann einen leichten Stoss in Richtung Kutsche.

„Ich werde auf dich warten. Aber komm bitte möglichst bald nach!“ rief Henry als die Kutsche bereits losfuhr und mit ihr alles was ich hatte. Ich winkte bis er nicht mehr zu sehen war; dann rannte ich los. Ich rannte einfach los ohne zu wissen wohin, ohne zu wissen wie weit. Alles was ich wollte war vor der Wahrheit wegzurennen. Vor der Tatsache das ich nun alleine war und alles verloren hatte

Die nächsten Tage waren die dunkelsten, die ich für lange Zeit erleben sollte. Und selbst jetzt schmerzt die Erinnerung an diesen Verlust noch immer. Doch sollte ich nach der Reihe erzählen und so gehen wir auf jenen Tag zurück, da mir erneut etwas entrissen wurde das zu meinem Leben gehört hatte:

„Wir haben nur unseren Auftrag zu erfüllen und sonst nichts, Madam! Bitte wenden sie sich mit solchen Angelegenheiten an die zuständige Behörde!“ Ich ließ den Korb mit den frischen Pilzen fallen und rannte zum Haupteingang, von wo die Stimme gekommen war. Ich sah jedoch nur noch wie Männer mit Uniformen, die ich nicht einordnen konnte den Weg hinunter gingen und verschwanden.

Meine Tante hingegen hielt sich an Türpfosten fest und war kreidebleich im Gesicht. Seltsam aber in jenem Moment hätte sie mir richtiggehend Leid tun können. Zumindest wenn sie nicht gleich darauf zu mir herumgefahren wäre und mich angeschnauzt hätte:

„Das gefällt dir, was? Bist froh, dass ich nicht mehr genug Geld habe und in meinem Anwesen leben kann, nicht wahr? Undankbares Geschöpf! Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte man dich und deinen Bruder auf die Straße gesetzt, nachdem dein Vater sich zu Tode gesoffen hat!“ Hätte ich sie nicht so gut gekannt, hätte ich ihr mitgeteilt, dass dies mein geerbtes Anwesen war und mein Vater bei einem Unfall gestorben war.

Doch ich kannte sie und mir war bewusst, dass es zu nichts außer ein paar Schlägen führen würde. Vielleicht fragt ihr euch mittlerweile warum ich nicht einfach weglief und mich

irgendwo anders ein schönes Plätzchen zum leben suchte!? Nun ja das ist einfach unsere Welt war für solche Sachen zu klein! Ich meine damals als die Maschi noch hier lebten war das ja noch einigermaßen möglich; aber ihr Menschen habt nun einmal schon immer einen Hang für viele Kinder gehabt! So hatte ich keine andere Wahl als bei ihr zu bleiben und nun mit ihr unterzugehen.

Ich ging also in aller Ruhe an ihr vorbei um meinen Korb zu suchen.

„Wo willst du hin? Du gehst jetzt rein und packst die Sachen zusammen! Und beeil dich gefälligst wir ziehen in die Stadt da sind die Häuser billiger! Ich konnte dieses stickige Anwesen noch nie leiden!“ Sie drehte sich um und ging ins Haus. Kopfschüttelnd folgte ich ihr. Die Art von euch Menschen euch in solchen Fällen weiß zu machen das es euren Plänen dient konnte ich noch nie verstehen.

Zwei Tage später war es dann soweit! Wir zogen aus! Ich war in gewisser Weise froh gewesen, denn es war auf die Dauer einfach zuviel Anstrengung das ganze Haus zu säubern! Und in der Stadt würde ich mich öfter mal unbemerkt ausruhen können! Und wer weiß vielleicht würde ich jemanden finden, mit dem ich reden konnte!

Nun was Letzteres betrifft sollte ich recht behalten. Die ersten Tage in der Stadt waren der Horror ich musste das ganze Haus von oben bis unten putzen, denn:

„Man kann nie wissen was für Leute hier gewohnt haben“! Zu meiner überschwänglichen Freude gab es auch einen nassen feuchten Keller, in welchem man vorher Fässer aufbewahrt hatte. Da man nie wissen konnte was der nächste Tag bringen mochte sorgte ich dafür, dass einige alte Kleider nicht in den Schrank sondern in den Keller gelangten. Denn wenn sie es sich leisten konnte neue Sachen zu kaufen hatte ich ja wohl das Recht ein paar alte Kleider umzunähen.

So begann mein Leben in der Stadt. Als ich nach fünf Tagen das erste mal einkaufen gehen sollte, wusste ich schon nach der ersten Biegung nicht mehr wo ich hingehen sollte.

„Wenn ich du wäre würde ich lieber früher als später damit anfangen mich auszukennen! Wenn du die falschen Leute dumm anredest wird es dir noch schlecht ergehen. Da kommt man nämlich nicht mit ein paar blauen Flecken nach Hause zurück.“ Ich wandte mich um, um zu sehen wer mit mir gesprochen hatte und erblickte einen Jungen in meinem Alter mit schwarzen Haaren und grünen Augen der mich interessiert anblickte.

„Komm ich zeig dir wo du hinmusst. Du willst doch zum Marktplatz, oder?“ sagte er, nachdem er meinen Korb erblickt hatte.

Da ich nicht wusste, was ich sagen sollte nickte ich einfach und ging ihm hinterher, bis wir den Marktplatz erreicht hatten. Erstaunt blickte ich mich um. Überall waren Leute, Leute die schrieten, Leute die feilschten, Leute die sich stritten, Jungen die spielten und Leute die einfach nur den neuesten Scheiß erzählten. Da ich bisher nicht mehr als fünf Personen auf einmal gesehen hatte bekam ich ein wenig Angst vor all den fremden Leuten und wünschte mir nichts sehnlicher als wieder in das alte Anwesen zu ziehen, das nun einem reichen verzogenen Bengel gehörte. In jenem Moment erinnerte ich mich an den Jungen der mich hier hergeführt hatte und wollte mich bedanken doch er war nicht mehr da. Ich zuckte mit den Achseln. Ich kannte ihn nicht also ging er mich auch nichts an. So schnell ich konnte erledigte ich meine Aufträge, und fand danach mit erstaunlicher Leichtigkeit zurück zu unserem neuen Haus.

Die Zeit verging genauso wie früher:

Vor dem Morgengrauen aufstehen um das Frühstück herzurichten, das Haus putzen mich um den jetzt sehr viel kleineren Garten kümmern und dabei die Verfluchungen meiner Tante und Besitzerin zu ignorieren. Kaum etwas hatte sich verändert. Bis auf die Tatsache, dass ich manchmal auf der Straße das Gefühl hatte, dass jemand mich beobachtet.

Doch der Tag an dem ich das erfuhr war nicht unbedingt der schönste, obwohl es mir anfangs so vorkam. Endlich sollte ich mal wieder aus der Stadt kommen und die Wälder wieder sehen. Ich ging gleich bei Sonnenaufgang los, um mir unnötiges Genörgel zu ersparen. Zuerst einmal suchte ich einen Bach um mich mal wieder ohne Eile zu waschen und vielleicht zu baden, doch

war mir für letzteres das Wasser dann doch zu kalt und so ließ ich den Teil dann doch lieber bleiben. Bis die Sonne den höchsten Stand erreicht hatte verschwendete ich keinen Gedanken an die Kräuter die ich holen sollte. Oder an dir Gardinenpredigt die mir meine Tante halten würde, wenn sie das wüsste. Ich war glücklich nicht irgendwo anders zu sein. Doch irgendwann musste auch ich anfangen meine Arbeit zu erledigen wenn ich nicht im Wald schlafen wollte. Eine Stunde vor Sonnenuntergang ging ich los. Genug Zeit langsam zu gehen und dennoch rechtzeitig zu Hause zu sein.

Ein Ast knackte. Ich zuckte zusammen als ich den Laut hörte, den nicht ich erzeugt hatte und wandte mich um. Hinter mir gingen zwei Jungen, von denen ich wusste, dass ich besser dran war wenn ich mich beeilte. Ich ging weiter um die Hauptstraße zu erreichen die nur noch fünfhundert Schritte entfernt war. Da tauchte ein dritter Junge direkt vor mir auf und versperrte mir den Weg.

„Würde es dir was ausmachen wenn du mich durchlässt?“ Ich versuchte möglichst lässig zu klingen, war mir aber bewusst, dass ich ganz dringend auf ein Wunder warten sollte.

„Würde es dir was ausmachen uns einen zu blasen?“ fragte der Junge gehässig. Die drei umkreisten mich und mir war vollkommen klar das weglaufen nicht möglich war.

„Ja, ich denke das würde es, da ich wichtigeres zu tun habe. Ich bin sowieso spät dran und man wird mich vermutlich suchen, wenn ich nicht komme.“ So ziemlich der älteste Trick von allen, doch was sollte ich den sonst machen?

Der Junge trat ganz nah an mich ran:

„Du bist eine dreckige kleine Sklavin, bei der niemand sich darüber aufregen wird wenn wir drei dich mal etwas näher anschauen. Aber ich bin gnädig und so hast du die Wahl: mit oder ohne Gewalt?“

„Wenn ich ehrlich bin dann gar nichts von beidem.“ Ich war schon immer etwas mutiger gewesen als gut für mich war. Er sah aus als würde er gleich platzen, dann gab er mir einen Stoß, der mich nach hinten warf, während seine beiden Kumpane mich packten und gegen einen Baum stießen, so dass mir schwarz vor Augen wurde.

Ich fand mich auf dem Boden wieder, wo mich die beiden festhielten und ihr Anführer an den Schnüren meines Oberteiles zog. Sofort begann ich mich zu wehren, was einfacher gesagt als getan war, da er auf meinen Beinen saß und die anderen beiden meine Arme wie Schraubstöcke umklammerten.

„Sieh an unser kleines Vögelchen wird wach. Aber singen darfst du ein anderes Mal.“ und Damit stopfte er mir meine eigene Bluse, die er mir gerade ausgezogen hatte, in den Mund.

In jenem Moment da ich sein Hände auf meinem Busen spürte, durchfloss mich reiner Schmerz. Alles was ich wahrnahm war der Schmerz, der durch meinen ganzen Körper floss. Von fern hörte ich die Jungen schreien, doch ich selbst brachte keinen Laut über die Lippen. Dann erlöste mich die lindernde, schwarze Kühle des Vergessens.

Alles um mich herum schien aus fließendem Licht zu bestehen. Hatte ich gerade unerträgliche Schmerzen verspürt, fühlte ich nun eine Ruhe und eine Geborgenheit die ich noch nie gespürt hatte. Ich wusste nicht was ich davon halten sollte und so stand ich auf um zu sehen was hier vor sich ging. Erst jetzt erkannte ich, dass ich in einem schmucklosen Zimmer war, das keine Tür sondern einen offenen Durchgang hatte. Vorsichtig verließ ich das Zimmer und kam in ein großes Zimmer dessen Mitte ein Garten war über dem das Dach geöffnet war und durch das ein sanfter Nieselregen fiel, der die seltsamen Pflanzen nässte und dann durch den kupferfarbenen Boden sickerte. Dann sah ich einen großen Webstuhl der auf einer Seite stand und an dem eine Frau saß und webte.

Langsam ging ich zu ihr und setzte mich neben sie. Das verwirrte mich, denn normalerweise misstraute ich lieber einem Wesen zu viel als einem zu wenig. Doch spürte ich jener Frau gegenüber keine Angst oder etwas Ähnliches. Es war als würden wir uns schon lange kennen und als würde ich nur eine gute Freundin besuchen.

„Die Antwort auf deine Frage lautet ja“ sagte die Frau ohne inne zu halten. Ich sah sie verwundert an, wusste aber nicht was sie damit meinte. Da ich mir aber sicher war, dass sie mir keine Antwort geben würde musterte ich den Teppich: Er war riesig, es kam mir vor als wären tausende von einzelnen Fäden darin und nicht alle vermischten sich, es schien einzelne Gruppen zu geben und zwischen diesen schien eine Sperre zu sein. Doch ein Faden fiel mir sofort auf: Er war silbern und schien aus eigener Kraft zu leuchten. Er war auf die Seite gehängt so als würde er vorerst nicht mehr benutzt werden.

Vorsichtig nahm ich ihn in die Hand und ließ ihn durch meine Finger gleiten. Er war ganz warm und weich und dennoch irgendwie widerspenstig und hart.

„Du bist die Erste, die ihr Schicksal so gleich findet. Inmitten der unendlich großen Auswahl findest du ihn ohne zu wissen, was du findest.“ Hatte sie mich vorhin verwirrt begann ich nun zu verstehen und fuhr den Faden entlang bis zu der Stelle da er in den Teppich mündete. Genau an jener Stelle hörten drei Fäden einfach auf ohne Verknötet zu sein, und ich wusste dass ich die drei Jungen nie wieder sehen würde.

„Ich denke ich bin in der Lage mein Schicksal zu akzeptieren, und es so hinzunehmen wie es kommt. Ich will es nicht verändern.“ Ich sagte es leise wie zu mir selbst, dennoch verstand mich die Frau, die wie selbstverständlich das Schicksal webte und mich nicht ansah.

„Ich habe dich hier hergeholt, wegen dem was diese Jungen tun wollten. denn dies ist wichtig für mehr Wesen als du dir vorstellen kannst. Kein Junge oder Mann darf dich berühren. Nichts ist wichtiger als das. Denn wenn einmal die Zeit gekommen ist dann wirst du...“

„Ich will es nicht wissen.“ Verdammt! Ich und meine große Klappe. Und so was sagte ich jemandem der über mein Schicksal bestimmen konnte. Entweder konnte sie Gedanken lesen oder es stand mir ins Gesicht geschrieben:

„Du entscheidest dein Schicksal selbst, bis auf jene Dinge, die dir von einer Macht vorausbestimmt wurden, der nicht einmal ich mich entziehen kann. Doch denke ich, dass sie in dir die richtige für deine Aufgaben gefunden hat, die dir bevorstehen. Doch sage mir warum du dein Schicksal nicht erfahren willst.“ Sie lächelte und ich wusste, dass sie die Antwort bereits kannte:

„Ganz einfach ich will leben und nicht die Zukunft voraussagen und dann darauf warten das sie eintritt. Ich will nicht wissen was ich in ein paar Jahren sein werde, sondern das was ich jetzt bin. Ich will die Last meines Schicksals nicht schon tragen müssen, bevor es überhaupt erst anfängt.“

Die Schicksalsfrau, wie ich heimlich beschloss sie zu nennen, lächelte geheimnisvoll, so als ob sie das alles schon vorher gewusst hätte. Doch langsam gab ich es auf ihr Verhalten verstehen zu wollen, dass hier war nicht das wo ich hin gehörte ich wollte wieder zurück. Zurück zu all meinen Sorgen und Problemen, von denen ich schon in der Gegenwart genug hatte. Doch bevor ich etwas sagen konnte ergriff sie das Wort:

„Du kannst jederzeit zurück doch musst du dir darüber bewusst sein, dass kein Mann dich berühren darf. Egal wie sehr du ihn liebst. Das ist wichtig für dich, für mich, und für viele die du jetzt noch nicht kennst. Hast du das verstanden“ Ich nickte langsam.

Obwohl ich den Grund nicht verstand und mir sicher war, dass ich noch jahrelang darüber nachdenken würde, beschloss ich lieber einmal mehr auf sie zu hören als einmal zuwenig.

„Diese Frage, deren Antwort ja ist, was für eine Frage ist das?“ wieder dieses Lächeln das mir langsam auf die Nerven ging:

„Das wirst du noch herausfinden. Irgendwann. Die Tür dort wird dich zurückbringen.“ Ich wandte mich in die Richtung, in die sie gedeutet hatte. Dort waren hunderte Türen, große und kleine, runde und Quadratische, aus Holz und aus Materialien die ich nicht kannte, farbige Türen bunte Türen. Es gab auch einen Vorhang, der rot war und sich wie bei einem sanften Wind bewegte. Doch genau wie bei dem Teppich mit den verschiedenen Fäden fiel mir auch hier die Tür auf die meine zu sein schien. Sie war schwarz und aus Eisen, sie hatte ein Schloss und etwas schien mit weiß auf sie gezeichnet zu sein.

Ich ging näher heran und erkannte, dass auf jeder dieser Türen ein Mal zu erkennen war. Sie waren genauso unterschiedlich wie die Türen. Ich wusste nicht wieso aber jedes einzelne von ihnen musterte ich genau und versuchte sie mir alle einzuprägen, was mir erstaunlich leicht fiel. Erst jetzt konzentrierte ich mich wieder auf meine Tür und stellte fest, dass die weiße Farbe die gleiche war wie die Farbe meines Fadens und das Symbol das auf dieser Tür stand, war das Symbol das ich an einer Kette um meinen Hals trug. Seit ich denken konnte hatte ich es gehabt, es war einfach immer da gewesen.

„Derjenige, der dich schuf gab es dir. Es ist ein Zeichen das dich beschützen wird. Ach ja um dir einen langen Weg zu ersparen...“ Ich drehte mich wieder zu der Schicksalsfrau um.

„Die Frage, um deren willen du mich in der Zukunft einmal wieder besuchen willst, kann ich dir ebenfalls mit ja beantworten.“ Es war das erste Mal das sie mich ansah und ich feststellte, dass sie goldene Augen hatte. Ich meine nicht, dass sie golden wirkten, sondern sie waren es einfach. So wie manche blaue oder grüne haben, hatte sie goldene. Ich wollte etwas sagen, doch sie wandte sich wieder dem Teppich zu und ich wusste, dass sie mir keine Antwort mehr geben würde. Nun immerhin waren nun zwei meiner Fragen mit ja beantwortet worden, nur das Problem war, dass ich keine Ahnung hatte was für Fragen das waren. Ich zuckte mit den Achseln und öffnete meine Tür. Ich sah nichts als Sterne. Es war schwarz, doch die Sterne waren so zahlreich das es Jahre dauern würde um sie zu zählen. Ich holte Luft und machte einen Schritt nach vorne. Zurück in meine Welt.

Das erste das ich wahrnahm waren die Schmerzen, die ebenfalls zurückgekommen waren. Wenn auch nicht mehr so stark. Ich hörte ein flüstern, doch konnte ich nichts verstehen. Ich versuchte die Augen zu öffnen, was mir auch noch ganz gut gelang, doch als ich mich aufrichten wollte hielt mich eine Hand zurück und drückte mich wieder sanft nach unten.

„Warte wir werden Licht machen.“ Sagte die Stimme eines Mädchens leise. Ich hörte es zischen und dann flammte ein kleines Licht auf. Offenbar zündete das Mädchen eine Lampe an, denn der Lichtschein wurde rasch heller.

Jetzt konnte ich den Jungen erkennen. Es war derselbe, der mich damals zum Marktplatz geführt hatte. Das schien mir Jahre herzu sein, obwohl es erst vor ein paar Tagen war. Mit einem verlegenen Lächeln nahm er die Hand wieder weg. Jetzt trat das Mädchen in mein Blickfeld. Ich kannte sie nicht doch ich erinnerte mich sie manchmal gesehen zu haben. Langsam konnte ich mich wieder orientieren. Ich war wieder vollständig angezogen und war in eine Decke gewickelt. Die Schmerzen ließen langsam nach und ich konnte besser sehen.

„Ich bin Helen und das ist Rusty. Er hat dich gefunden“ Sie zögerte, dann sagte sie:

„Und auch die drei Jungen.“

Ich fragte nicht was mit ihnen passiert war, denn tief in mir drin wusste ich, dass ich die drei Fäden im Teppich, die neben meinem gewebt waren und dann plötzlich aufgehört hatten, niemals von mir vergessen werden konnten. Denn diese Fäden machten mir eines bewusst, jene Macht die ich von meinen Ahnen geerbt hatte konnte sowohl für Gutes wie auch für Böses eingesetzt werden und still gab ich mir das versprechen niemals meine Macht zum töten zu gebrauchen, doch kurz bevor ich den Schwur stumm gesprochen hatte, fiel mir etwas ein: „Kein Mann darf dich berühren, egal wie sehr du ihn liebst. Das ist wichtig für dich, für mich, und für viele die du jetzt noch nicht kennst.“ Und so ließ ich mir diese kleine Möglichkeit offen. Denn manchmal würde ich meine Macht vielleicht als Gegenwehr brauchen um mich vor einer Vergewaltigung zu schützen.

„Und du heißt Nehallania nicht wahr? Wir haben dich beobachtet weißt du. Weil wir wissen mussten, ob du auch eine bist, verstehst du?“ Helens Stimme holte mich zurück in die Wirklichkeit und machte mir klar, dass ich zum Nachdenken auch später noch Zeit haben würde. Erst als ich in Helens und Rustys angespannte Gesichter sah war ich mir bewusst, dass sie erwarteten, dass ich etwas sagte:

„Was meinst du damit, ob ich auch eine bin? Ich verstehe gar nichts.“ Meine Stimme hörte sich rau an und es fiel mir schwer mich zu bewegen. Doch als ich ihre Antwort hörte hatte ich das schnell vergessen:

„Ob du auch eine aus dem alten Volk bist. Rusty ist zu 100% ein Mensch und ich bin eine Maschi, so wie du. Wir waren uns nicht sicher deswegen haben wir dich beobachtet, doch nachdem was du im Wald getan hast, gibt es keine Zweifel.“ Ich war mir nicht sicher ob ich es hören wollte, doch da ich es früher oder später erfahren musste fragte ich:

„Was genau hab ich denn getan?“ Rusty und Helen sahen sich an und schienen nicht so genau zu wissen was sie davon halten sollten.

„Nun ja. also es ist nicht sehr schön gewesen, aber irgendwie faszinierend“, meinte Rusty. „Der ganze Boden war mit Eis bedeckt und die Bäume sahen aus als ob sie selbst aus Eis bestehen würden. Aber Malcolm und die zwei anderen Schweine sahen aus als ob man sie auf einen Spies gesteckt hätte und dann zu lange über dem Feuer hat hängen lassen. Sie waren richtig verkohlt und...“

„Rusty ich denke das reicht“ sagte Helen leise nachdem sie einen Blick auf mich gerichtet hatte. Wofür ich ihr auch dankbar war, denn ich hatte mich selbst mit all dem Schmerz in jenem Moment nicht schlechter Gefühlt. Wieder hörte ich die Schreie, die ganz leise in mein Bewusstsein vorgedrungen waren, bevor die Schicksalsfrau mich zu sich geholt hatte.

„Du solltest jetzt schlafen. Das müssen wir Maschi zwar nicht, aber dann wirst du schneller wieder zu Kräften kommen. Rusty wird hier bleiben und auf dich aufpassen. Wir holen dich da irgendwie raus versprochen.“ Sie sagte noch mehr doch ich bekam es nicht mehr mit.

Erschrocken fuhr ich hoch. Und stellte fest, dass ich nur geträumt hatte. Es war Tag den zum ersten Mal konnte ich das Zimmer sehen in dem ich mich befand. Alles hier drin schien aus Holz zu bestehen, der Stuhl, der Tisch und das Bett. Es war karg doch es war mehr als ich in meinem ganzen Leben besessen hatte. Langsam stand ich auf und ging zum Fenster. Ich schien mich immer noch im Wald zu befinden, denn wohin ich auch schaute überall waren Bäume. Auf einmal musste ich an Henry denken, den ich einem Mann mitgegeben hatte den ich kaum kannte. Und ich erinnerte mich an die Worte die ich ihm gesagt hatte ohne mir dessen richtig bewusst zu sein: „tulin o Elwen“

Ich kannte die Bedeutung der Worte doch ich wusste nicht warum ich sie ausgesprochen hatte. Ich wusste nicht wieso ich mir selbst in jenem Moment den Namen Elwen gegeben hatte. Doch so sehr ich auch nachdachte ich hatte den Namen vorher noch nie gehört, dessen war ich mir sicher. Eine Stimme riss mich aus meinen Gedanken:

„Willst du etwas essen?“ Es war Rusty, der leise herein gekommen war um mich nicht zu wecken falls ich noch schlafen sollte. Ich schüttelte den Kopf und wunderte mich über das seltsame Angebot. Ich hatte angenommen, dass er und Helen befreundet waren, doch dann musste er auch wissen, dass wir Maschi nichts essen mussten. Er schien sich meiner Gedanken bewusst zu sein, denn er sagte:

„Ich weiß das ihr eigentlich nichts essen müsst, aber Helen hat gemeint dass ihr eure Wunden heilen könnt wenn ihr etwas esst und ich dachte dass du gerne ein paar Narben loswerden willst.“ Ich fuhr herum

„Woher weißt du von meinen Narben?“ Meine Tante und Forial waren bisher stets die einzigen gewesen die sie kannten. Rusty wurde verlegen und lief rot an. „Nun ja. Also, eigentlich...“ Er räusperte sich. Eine Angewohnheit der Menschen, die ich noch nie verstand. „Also ich hab dich ja gefunden und ähm nun ja Malcolm und seine zwei Kumpane...“ Er lief falls das möglich war noch röter an und fand seine Schuhe offenbar sehr interessant.

„Also, du warst, wie soll ich sagen? Du warst nicht mehr vollständig bekleidet, da ließ es sich nicht ändern, dass ich deine ähm Narben sah.“ Er schien froh das endlich gesagt zu haben. Ich sah ihn direkt an. Mit jenem Blick, der schon immer dafür sorgte, dass ich erfuhr was ich

wissen wollte. Auch diesmal ließ er mich nicht im Stich und ich erfuhr das Rusty meine Narben und alles andere, was er gesehen hatte, am liebsten vergessen würde.

Nur um das Thema zu wechseln fragte ich ihn, was es den zum Essen gäbe.

„Ich hab keine Ahnung was da drin ist. Helen hat sie gemacht und mir eingeschräpft, ich solle dir nicht alles wegessen.“ Er schien froh zu sein das ich das Thema gewechselt hatte.

„Ich komme gleich“ sagte ich. Und Rusty schloss die Tür. Er wunderte sich bestimmt warum ich das gesagt hatte, doch für mich gab es einen einfachen Grund:

Es gab nun zum ersten Mal jemanden der auf mich wartete und mir nicht in irgendeiner Weise Schmerz zufügen wollte. Ich sah wieder aus dem Fenster und meine Gedanken kehrten zurück zu Henry. Ich fragte mich wo er gerade war, wie es ihm ging. Ob er mich schon vergessen hatte? Ich wusste es nicht und war mir sicher es nie zu erfahren. So drehte ich mich seufzend um und folgte Rusty durch die Tür.

Dieser zweite Raum bestand aus einer Kochstelle, wo ein Feuer brannte und ein Kessel hing, einem Tisch mit vier Stühlen und einem Korb mit Holz. Zudem ein kleiner Wandschrank, aus welchem Rusty gerade zwei Teller holte. Als wäre es abgesprochen gewesen öffnete sich nun die Tür die mir gegenüber lag und Helen trat herein. Sie schien erschöpft zu sein, sah mich jedoch freundlich an.

„Ich schätze jetzt brauchen wir drei Teller.“ Sagte Rusty nachdem er Helen erblickt hatte. Keiner von den Beiden schien zu wissen was sie sagen sollten, so dass das Essen stumm ablief. Das störte mich jedoch nur wenig, denn da ich noch nie etwas gegessen hatte wandte ich dieser Tätigkeit meine ganze Konzentration zu. Es war ein seltsames Gefühl, dass ich nicht beschreiben kann, weil ich die nötigen Worte in eurer Sprache nicht kenne. Doch als mein Teller zur Hälfte leer war, verspürte ich ein leichtes ziehen auf meinem Rücken, dass stärker wurde. Es war nicht schmerzhaft oder unangenehm, es war wie damals bei der Schicksalsfrau, ich hatte das Gefühl, das alles zu kennen hatte aber nie etwas Ähnliches gespürt. Ich bemerkte, dass Helen mich ansah und irgendwie beruhigt aussah.

„Das ist normal. Glaub mir ich war das erste Mal auch sehr verwundert, aber nachher wird man von den Narben gar nichts mehr sehen. Natürlich haben wir auch die Macht sie wieder sichtbar zu machen oder bestimmte Narben erst gar nicht zu heilen, aber dass werde ich dir alles noch beibringen, keine Sorge. Wir haben alle Zeit der Welt.“ Fügte sie hinzu als sie meinen verständnislosen Blick sah.

„Im Moment wäre es falsch dich zu deiner Tante zurückzulassen, da sie dich vermutlich auf jeden Fall bestrafen wird und du vorerst so etwas vermeiden solltest. Deine Macht muss sich erst wieder regenerieren und mental bist du, glaub ich, auch nicht in höchster Form. Aber mach dir darüber keine Gedanken. Du musst dir nur immer etwas zu essen ins Zimmer schmuggeln und dann kannst du die Wunden immer heilen. Denn eigentlich genügt es wenn wir schon vorher etwas essen und das dann in unserem Körper aufbewahren und es dann bei Bedarf benutzen, das macht dein Körper automatisch. Du musst aber erst noch lernen den Heilungsprozess solange hinauszuzögern bis du wieder angezogen bist sonst schlägt deine Tante ja ewig weiter.“

Als sie sah, dass ich Probleme hatte ihr zu folgen hielt sie inne. „Das wird ich dir alles noch beibringen. Auch kannst du dir heimlich Bücher mitnehmen, die dir die Geschichte unseres Volkes erzählen. Dann weißt du was du nachts tun kannst. Es gibt nämlich eine Bibliothek die niemand benutzt, da sie nur über unser Volk geht. Sie gehört sozusagen uns. Es wird Zeit, dass du dein eigenes Volk kennen lernst.“

„Woher weißt du das alles? Ich meine, wer hat dir das alles beigebracht?“ Ich war ernsthaft verwirrt. Wo her hatte sie das Wissen, das ich mir all die Jahre herbeigesehnt hatte? Sollte ich nun endlich meine Vergangenheit ergründen können? Würde ich endlich erfahren warum mein Volk sich für den Tod entschied? Ich wollte all das erfahren, was man mir all die Jahre vorenthalten hatte.

„Du musst geduldig sein. Als Erstes wirst du lernen die Gedanken anderer zu lesen, das kann sehr nützlich sein, weil du so Schlägern besser entkommen kannst, da du schon im Voraus weißt was sie vorhaben. Danach bring ich dir bei Dinge zu bewegen ohne sie zu berühren. Wie man in die Zukunft sieht kann ich dir leider nicht beibringen da ich es selbst nicht verstehe. Doch wenn wir die ganze Bibliothek durchgelesen haben bin ich sicher, dass wir auch das irgendwann können.“

Sie schien sich schon ganz genau überlegt zu haben wie sie mir alles auf einmal beibringen konnte. Rusty war scheinbar jedoch der gleichen Ansicht wie ich, denn er sagte:

„Ich denke du solltest nichts überstürzen. Nehallania sollte erst einmal wieder zu Kräften kommen.“

„Wir können sie hier nur noch einen Tag lassen, höchstens. Sonst sucht man sie als entflohene Sklavin und wie schlimm das wäre muss ich dir hoffentlich nicht noch sagen, oder? Bis heute Abend sollte sie in der Lage sein, die Gedanken ihrer Tante zu lesen, denn dann kann sie steht's das sagen, das ihre Tante beruhigt. Das Leben wäre für sie dann einfacher und fürs erste sollte sie dann ein paar Tage nur das tun was ihre Tante ihr aufträgt. Dann erst kann sie es wegen wieder hier herzukommen. Aber ein paar Dinge muss sie schon vorher wissen. Oder willst du das wir sie noch mal zusammenflicken müssen?“

„Nein, dass will ich nicht aber sie sollte sich erstmal erholen. Und nicht gleich wieder zurück in die Höhle des Löwen gehen.“ Ich mochte es nicht, wenn man über mich sprach als wäre ich nicht da, so dass ich die beiden einfach unterbrach:

„Ich denke ihr habt beide Recht. Aber das mit dem Gedanken lesen scheint mir wichtiger zu sein, deshalb würde ich das gerne lernen und dann gehe ich zu meiner Tante. Je länger ich weg bin desto schlimmer wird das ganze erst. Außerdem habt ihr zwei schon genug für mich getan und ihr müsst sicher auch wieder nach Hause. Wo lebt ihr eigentlich?“ Rusty sah Helen an und sagte dann:

„Also gut. Das ist deine Entscheidung. Nun ja ich lebe im Moment hier, weil meine bisherigen Besitzer gestorben sind und die sich nicht einig werden wer mich jetzt besitzen soll. Daher bin ich meist den ganzen tag hier, also wenn du was brauchst, musst du nur kommen und es mir sagen.“ Ich wandte mich Helen zu um zu erfahren wem sie gehörte. Doch fiel ihre Antwort anders aus als ich gedacht hatte:

„Ich bin eine Hübschlerin. Meine Eltern hatten Schulden also hat man mich nach ihrem Tod verkauft, um das Geld zu bekommen und dann wurde ich von einem Rougestali gekauft.“ Ich hatte keine Ahnung was sie damit meinte, was ich ihr auch sagte.

„Eine Hübschlerin bekommt Geld dafür das sie Männern glauben macht, dass sie diese liebt. Und die mit ihnen schläft. Nur bei mir ist es so, dass nicht ich das Geld bekomme sondern mein Besitzer.“ Ich starrte sie an und war mir gar nicht mehr so sicher ob ich von ihr lernen wollte. Langsam schob ich meinen Teller von mir. Appetit hatte ich nun keinen mehr.

Doch dann wurde mir bewusst, dass ich im Grunde auch nicht besser war, den eines waren wir alle drei: Sklaven. Und wer sagte denn, dass Helen sich nicht gewehrt hatte? Nein, ich hatte nicht das Recht über sie zu urteilen.

„Es tut mir leid?“ Sie sah mich an:

„Was? Dass du mich für einen Moment abstoßend gefunden hast, die Tatsache dass wir Sklaven sind oder das ich bin, was ich bin?“ Das sie meine Gedanken gelesen hatte war mir danach jedenfalls klar.

„Alles! Mir tut alles leid. Genauso sehr wie es mir leid tut überhaupt noch zu leben.“ Helen lachte und warf ihre roten Haare mit einer Handbewegung über ihre Schulter.

„Du solltest dir nicht mehr Sorgen aufbürden als gut für dich ist. Zu viele Sorgen sind nicht gut. Aber wenn du bis heute Abend Gedanken lesen können willst sollten wir langsam anfangen.“ Damit schob auch sie ihren Teller weg und stand auf. „Eigentlich spielt es keine Rolle, aber im stehen kann man sich besser konzentrieren. Also, als erstes machen wir einen kleinen Test: Ich werde dir nichts erklären und du wirst es einfach so versuchen. Und dann

sehen wir weiter. Da es bei einem Maschi schwerer ist solltest du es erstmal bei Rusty versuchen.“

Rusty stand auf und stellte sich vor mich. Offenbar musste er so was öfter durchmachen. Ich hatte keine Ahnung was ich tun sollte, entschied aber den Augenkontakt kein so schlechter Anfang sei und zu ersten Mal war ich froh so groß gewachsen zu sein, denn so musste ich den Kopf nicht in den Nacken legen. Ich konzentrierte mich mit aller Kraft darauf in seine Stirn vorzudringen. Aber das gab ich bald auf.

Stattdessen dachte ich an das Zimmer in dem die Schicksalsfrau saß und webte und erinnerte mich an die Türen. In meinen Gedanken fügte ich diesen Türen eine weitere hinzu. Sie war aus Holz und hatte als Symbol einen Baum der aus Eis zu bestehen schien. Langsam streckte ich eine geistige Hand aus und stieß die Tür auf.

Dahinter waren keine Sterne, sondern ein Wald und da war eine Stelle die aussah als wäre nur dort der Winter eingetreten. Ich rannte darauf zu, obwohl ich das gar nicht wollte. Ich wollte mich erst einmal umsehen doch ich tat es nicht ich rannte auf die Stelle zu.

>Wenn ihr was passiert ist und ich war nicht da, wird Helen mich umbringen. Oh bitte lass ihr nichts zugestoßen sein. Sie ist vielleicht die einzige die so ist wie wir.<

Halt! Das waren nicht meine Gedanken! Es waren die von Rusty, die er gedacht hatte als er mich fand. Und ich hatte Recht denn gerade erreichten wir in seinen Erinnerungen die Lichtung. Es war schlimmer als ich es mir vorgestellt hatte. Es stank nach verbranntem Fleisch, dass erste was ich sah war ich selbst wie ich da lag. Ich war halb zur Seite gedreht, die Bluse war noch halb in meinem Mund und die langen schwarzen Haare klebten auf meinem Gesicht und darin stand jener Schmerz geschrieben, denn ich in jenem Moment gespürt hatte. Dann wandte Rusty, und damit auch ich, sich den Jungen zu. Doch alles was von ihnen übrig war, waren verkohlte Leichen bis zur Unkenntlichkeit entstellt und der Geruch nach verbranntem Fleisch.

Ich hatte keine Ahnung wie ich wieder hinausgelangte, doch auf einmal war ich wieder in dem Zimmer. Ich kniete am Boden und hatte mich offensichtlich übergeben, eine Erfahrung auf die ich hätte verzichten können. Ich schwitze und zitterte.

„Verdammt noch mal Rusty was hast du gedacht? Oh mein Gott sie zittert ja richtig. Du solltest doch etwas ganz banales Denken.“ Helens Stimme klang richtig schrill und besorgt.

„Ich hab daran gedacht wie ich sie fand ich wusste doch nicht dass sie es gleich beim ersten Mal richtig macht. Wenn ich das gewusst hätte!“ Rusty schien genauso beunruhigt zu sein wie Helen. Die hatte sich aber schnell von ihrem Schrecken erholt und zerrte mich auf einen Stuhl.

„Mach du das erst mal sauber. Ich kümmerge mich um sie. Nehallania! Sieh mich an! Du musst mit mir reden. Erzähl mir irgendwas aus einem Leben. Bitte du musst was sagen.“ Sie klang so besorgt, dass ich mir Mühe gab etwas Passendes zu finden.

„Ich habe einen Bruder. Ich hab ihn diesem Mann Forial anvertraut, der schien ihn zu mögen und ich konnte Henry nicht als Sklaven aufwachsen lassen, verstehst du? Er war so klein, zu klein um das zu begreifen. Ich konnte ihn nicht bleiben lassen. Ich konnte es nicht.“

Langsam konnte ich wieder deutlicher sehen und das Schwindelgefühl wich ebenfalls. Ich verdrängte die Bilder um mich später mit ihnen auseinander zu setzen und konzentrierte mich auf die Gegenwart. Ich atmete tief durch und sah Helen an.

„Mir geht's gut. Ich war nur erschrocken. Aber jetzt geht's mir gut!“ Helen erwiderte meinen Blick:

„Du musst dich nicht schämen. Mir ist das auch schon mal passiert. Im Gegenteil du kannst stolz auf dich sein, immerhin hast du es gleich beim ersten Mal geschafft und das kann ich nun wirklich nicht behaupten.“

„Ich hab es aber nicht geschafft. Ich hab nicht seine Gedanken gelesen, ich hab das alles miterlebt. Ich war auf dieser Lichtung und hab mich selbst gesehen. Ich hab den Boden gespürt und den Geruch gerochen. Es war als wäre ich dort gewesen.“ Noch während ich redete merkte

ich, dass ich sie beunruhigte und aufregte zugleich. Rusty sah mich nun ebenfalls an bevor er langsam sagte:

„Ich hab aber nicht direkt daran gedacht was ich dort gesehen habe. Mit keinem Gedanken. Du musst meine Erinnerungen gelesen haben. Das ist die einzige Möglichkeit. Anders kann ich mir das nicht erklären.“ Er sah Helen an die das gleiche zu denken schien. Ich verstand nicht, was sie mir damit sagen wollten beschloss jedoch das vorerst nicht herauszufinden.

„Dann müssen wir es eben noch mal versuchen.“ Ich stand auf und stellte mich aufrecht hin. Helen sah zu Rusty und dann wieder zu mir:

„Nehallania, ich bin mir nicht sicher ob du jetzt schon...“

„Was?! Ich sollte das können! Lass es mich noch einmal versuchen, wenn ich es dann nicht schaffe werde ich es so lange lassen bis du mir etwas anderes sagst, ok?“ Helen sah so aus als wolle sie etwas sagen doch Rusty stand auf und warf ihr kurzerhand den Lappen zu, dann stellte er sich wieder vor mich.

Wieder sah ich ihm in die Augen, wieder stellte ich mir das Zimmer der Schicksalsfrau vor doch diesmal ging ich nicht zu den Türen sondern trat an den Teppich heran. Auf dem Teppich standen Wörter erst undeutlich so dass ich sie nicht lesen konnte doch sie wurden schärfer und ich verstand was da stand: „Wenn wir das noch öfter machen wird sie wieder ohnmächtig, aber das sie heute schon wieder zurückgehen sollte, das, denke ich, ist richtig.“ Dann verblassten die Worte und wurden durch neu ersetzt: „Du hast wunderschöne blaue Augen und deine Langen schwarzen Haare fühlen sich an wie Seide.“ Ich musste lachen und setzte mich in Gedanken vor den Teppich und begann zu weben. Es ging erstaunlich schnell und bald hatte ich einen Satz dort stehen: „Deine Augen sind wie blaue Seen, doch ich bin Nichtschwimmer und habe Angst davor hineinzufallen.“ Dann stand ich auf und ging zu den Türen doch ich ignorierte die Holztür mit dem Eisbaum und ging zu meiner Eisentür mit meinem weißsilbernen Symbol und ging ohne Zögern hindurch. Ohne Schwindel und sonstiges landete ich wieder in dem Zimmer. Rusty starrte mich an als käme ich gerade aus meinem eigenen Grab gestiegen und Helen schien nichts zu begreifen:

„Was war denn so lustig? Was hast du gedacht, Rusty?“

„Nichts Wichtiges. Viel interessanter fand ich, dass ich auf einmal etwas anderes Gedacht habe. Etwas das gar nicht von mir kommen konnte!“ Er sah mich an und ich hatte das Gefühl etwas falsch gemacht zu haben. Helen war jedoch aufrichtig begeistert:

„Sie hat in Gedanken mir dir geredet? Wow, wie hast du das gemacht?“ Rusty schien ein wenig verzweifelt:

„Sie hat nicht mit mir gesprochen. Ich habe etwas gedacht und sie hat dafür gesorgt, dass ich es denke. Es war mein Gedanke nur das ich ihn nicht gedacht hatte.“ Ich begriff nicht ganz was er meinte, glaubte aber den Ursprung des Problems zu kennen:

„Ich hab mit seinen Gedanken die Worte geformt. Mit seinem Faden gewebt. Das nächste Mal muss ich meinen eigenen Faden nehmen, dann ist es mein Gedanke den er denkt. Es tut mir leid, Rusty! Ich dachte ich würde es richtig machen. Aber jetzt weiß ich was ich machen muss.“ Weder Helen noch Rusty verstanden was ich sagte und all meine Versuche ihnen das klar zumachen scheiterten. Dennoch erklärte Rusty sich für weitere Versuche bereit.

Keiner von uns wusste warum, doch ich lernte schneller als es möglich zu sei schien. Schon beim dritten Mal konnte ich Rusty meine Gedanken mitteilen ohne dass er dachte, dass es seine eigenen wären und dennoch bekam ich alles mit was sich in dem Zimmer abspielte. Bei fünften Mal schaffte ich es sogar mich zu bewegen und etwas zu sagen während ich Rusty etwas mitteilte. Bald schon versuchte ich das ganze auch bei Helen und danach gab ich mir alle mühe auch ihr das beizubringen, doch hierbei scheiterte ich.

Doch Helen schien das nicht zu stören. Sie war froh, dass ich mich so schnell erholte und so viel Ausdauer zeigte. Doch wie der Tag im Wald, der ein so schlimmes Ende gefunden hatte, ging auch dieser viel zu schnell vorbei. Und als Rusty einmal hinausging, sah mich Helen an und fragte mich:

„Wirst du zurechtkommen? Mir ist klar das du schon heute gehen musst dennoch wäre es mir lieber wenn du dich in den nächsten Tagen schonen würdest.“

„Ich schaff das schon. Es wird jetzt einfacher für mich sein weil ich mich nicht mehr so allein fühlen werde, aber mehr könnt ihr auch nicht tun.“ Ich war froh, als ich sah dass sie verstand und umarmte sie, wie eine Freundin die ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Dieses Mädchen bedeutete mir nach einem Tag mehr als meine Tante in all den Jahren die ich nun bei ihr lebte zusammen.

Rusty und Helen brachten mich noch bis in die Stadt vor das Haus meiner Tante doch dann musste ich allein weiter. Aus Angst, dass meine Tante sie sehen könnte verlief der Abschied sehr schnell. Das schönste was man über die nächsten Tage sagen konnte, war das auch sie irgendwann vorbei waren.

Und vier Wochen später verließ ich nachts das Haus und ging in die kleine Hütte im Wald in der kein Licht brannte. Leise öffnete ich die Tür und trat ein. Im Geiste suchte ich nach irgendwelchen Gedanken, doch da ich keine fand wusste ich, dass niemand hier war. Ich zündete eine Kerze an und sah mich um. Alles war von einer Staubschicht überzogen, doch auf dem Tisch lag ein Zettel. Ich hob ihn auf und las:

„Liebe Nehallania, Rusty wurde verkauft, er wohnt nun auf der anderen Seite der Stadt und kann deswegen nicht mehr hierher kommen. Deshalb treffen wir uns in meinem Rougestali. Doch solltest du die Hintertür benutzen.“ Erstaunt legte ich den Zettel weg und lief zurück in die Stadt.

Mittlerweile kannte ich mich dort aus und wusste auch, wo das Rougestali war in dem Helen arbeiten musste. Ich ging dorthin und schlich mich durch die Hintertür. Ich kam auf einen Gang mit drei Türen. Als ich die erste öffnete stellte ich fest das sie direkt in den Raum führte wo sich die Männer die Mädchen ansahen und sich dann führ eine entschieden. Jeder der schon einmal in etwas ähnlichem befand wird wissen welche Details ich ausgelassen habe und diejenigen die nicht wissen wovon ich rede sollten darüber froh sein. Hinter der zweiten Tür schien ich gefunden zu haben was ich suchte. Hier war der Ort wo sich die Mädchen umzogen, doch auch hier war Helen nicht.

„Hey, Kleine bist du diejenige die Helen aufgegabelt hat.“ Eine Frau sprach mich an. Da ich nicht weiß in welchem Alter derjenige ist, der dies liest, werde ich auf eine Beschreibung lieber verzichten. Ich nickte jedenfalls stumm und wartete ab was sie tun würde. Sie lachte und meinte dann.

„Helen ist gerade oben. Aber wenn du auf einen flotten Dreier stehst kannst du ja mit hoch gehen.“ Ich wandte mich ab und überlegte was ich tun sollte: hier bleiben wollte ich nicht und hinaufgehen war wohl nicht die klügste Idee. So ging ich wieder auf den Gang und wartete dort. Ab und zu kam ein Mädchen vorbei und verschwand durch eine andere Tür. Nach einer halben Stunde endlich kam Helen die Treppe herunter und sah mich verblüfft an.

„Nehallania! Ich bin froh, dass du endlich kommen konntest. Aber es tut mir leid, heute Abend werde ich wohl nicht mit dir reden können. Doch ich habe etwas gefunden in der Bibliothek, dass du dir unbedingt durchlesen musst. Warte ich hole es!“

Und schon drehte sie sich um und ging wieder hinauf. Ich muss zugeben ich war ziemlich verwirrt. Sie schien es gewohnt zu sein ein Gespräch alleine zu führen. Doch wurden meine Gedanken von ihren Schritten auf der Treppe unterbrochen. Sie hielt ein kleines Buch in der Hand. Es hatte einen schwarzen Umschlag und ein weißes Symbol darauf, das ich sofort erkannte. Es war dasselbe Symbol auf meiner Tür im Raum der Schicksalsfrau und dasselbe das ich an der Kette um den Hals trug.

„Hier! Das hab ich gefunden. Ich habe es mir nicht durchgelesen, denn hier steht, dass es von deinen Eltern geschrieben wurde. Ich dachte du würdest dich darüber freuen.“ Fügte sie hinzu als sie meinen leicht verstörten Blick sah. Ich starrte das Buch an und wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass es einmal zwei Menschen gegeben hatte, die mich geliebt hatten. Zwei Menschen, die mir mein Schicksal vielleicht hatten ersparen wollen.

Ich gab mir einen Ruck. Für Sentimentalität gab es später noch genug Zeit. Ich sah Helen an, die mich besorgt musterte und mir immer noch das Buch hinhielt.

„Danke. Das bedeutet mir sehr viel.“ Ich nahm das Buch und umarmte Helen. Doch sofort wurden wir unterbrochen. Von einer Männerstimme, die alles andere als begeistert klang:

„Helen! Beweg deinen fetten Arsch hierher. Du bist hier um zu arbeiten.“ Ich flüsterte Helen noch ein „Danke“ zu und ging schnell hinaus als die Stimme des Mannes immer näher kam. Ich huschte zurück zum Haus meiner Tante, das Buch fest an mich gedrückt und war zum ersten Mal froh bei meiner Tante verklagt zu sein und nicht bei jemand anderem.

Ich schlich ins Haus und klaute mir zwei Kerzen aus der Küche, dann ging ich in mein Kellerloch und zündete die Kerzen an. Ich musterte das Buch. Erst jetzt fiel mir auf wie neu es aussah, so als hätte noch nie jemand darin gelesen. Meine Gedanken wanderten zu Henry, der ebenfalls ein Recht darauf hatte es zu lesen. Ich versprach mir, dass er es irgendwann auch tun würde. Dann schlug ich das Buch auf und begann zu lesen.

Den ganzen Inhalt des Buches hier erklären zu wollen, würde zu lange dauern, deswegen werde ich mich auf das nötigste beschränken: Meine Eltern erklärten mir durch das Buch, dass ich geboren wurde, weil sie nicht wollten das unser Volk für immer und ewig ausgelöscht werden würde und sie erklärten mir das sie mich liebten. Dann erklärten sie mir alles über meine Fähigkeiten als Maschi und gaben mir Übungen wie ich sie besser kontrollieren und einsetzen konnte. Noch viele andere Dinge standen da. Mache davon würdet ihr Menschen nicht verstehen, manche davon verstand ich selbst nicht.

Doch in jener Nacht lernte ich mehr, als ich in meinem ganzen früheren Leben lernen konnte. Und als der Morgen graute fühlte ich mich nicht mehr allein, denn ich wusste nun das meine Eltern mich geliebt hatten und das war mehr als ich jemals hoffte.

Über das nächste Jahr ist nicht viel zu sagen. Rusty, Helen und ich, wir trafen uns manchmal um zu reden oder einfach nur zusammen zu sein und die Nähe der anderen zu spüren. Doch als ich Helen vorschlug, dass sie aus dem Buch meiner Eltern mehr über ihre Macht lernen könnte, lehnte sie ab.

„Ich habe meine Fähigkeiten gut genug unter Kontrolle, sodass sie mein Leben vereinfachen. Jedes weitere Lernen bringt mir nichts Wertvolles mehr, darum lasse ich das lieber gleich.“ Dennoch erklärte sie sich bereit mir die Bibliothek zu zeigen und so lernte ich alles was ich konnte. Ich versuchte jedes Buch auswendig zu lernen und nichts zu vergessen. Dabei half mir das Buch meiner Eltern, das mir erklärte, wie ich meditieren musste um die Dinge die ich gelesen hatte tief in mir festzuhalten. Ich lernte was es zu lernen gab und versuchte das Leben am Tage zu ignorieren, wenn ich nicht wusste wie ich all die Dinge schaffen sollte die man mir auftrag zu tun.

Auch scheint mein Leben daraus zu bestehen nach ein paar glücklichen Momenten, das was ich liebte zu verlieren, denn auch das nächste Ereignis war schlimm.

Helen wurde schwanger. Es wurde ihr erst richtig bewusst als sie bereits im dritten Monat war. Keiner von uns wusste was wir tun sollten, denn rein Theoretisch gehörte das Kind Helens Besitzer. Doch keiner von uns wollte das zu lassen. Auch ging es den anderen beiden immer schlechter, denn langsam schienen sie zu begreifen, dass es keine Wunder gab und sie immer irgendjemandem gehören würden.

Ihnen wurde bewusst, dass ihr ganzes Leben genauso aussehen würde, wie es schon immer war. Auch mir war das klar, obwohl ich noch meine Bücher hatte und an diesen festhielt. Doch auch ich spürte wie mein Wille nachließ und ich begann die Welt hinzunehmen, wie sie war. Ich verlor mich selbst mit jedem Tag um ein kleines Stück. Aber ich fand Hoffnung in den Antworten die mir die Schicksalsfrau gegeben hatte: ‚Ja!‘ Ich wusste nicht was das bedeutete, doch es gab mir Hoffnung.

Ich hatte das Gefühl als würde es irgendwann einmal etwas geben, das mir die Kraft geben würde weiter zumachen. Doch, wie sollte ich den anderen etwas von dieser Hoffnung geben? Wie sollte ich ihnen zeigen, dass es einmal anders sein würde? Rusty zog sich immer mehr von

uns zurück und wenn wir in sahen so war er ganz blau geschlagen mit Ringen unter den Augen und einem stumpfen Blick. Erst später erfuhr ich was er getan hatte. Er hatte Drogen genommen. Das Geld hatte er von seinem Besitzer, der ihn für diesen Diebstahl schlug. Doch das hatte ihm nichts ausgemacht für die wenigen Minuten reinen Glücks.

Er starb daran. Man fand ihn in einer Ecke unter einer Laterne mit einem Lächeln im Gesicht und geschlossenen Augen. Und so versuchte ich mir einzureden, dass er im Tod das Glück gefunden hatte, das es für ihn auf dieser Welt niemals gegeben hätte. Doch auch Helen schien nur noch für ihr Kind zu leben. Zwar wollte ich es gerne sehen, doch hatte ich Angst vor dem was sie tun würde, wenn das Kind auf der Welt war.

Doch die Zeit lässt sich nicht anhalten und der Tag der Geburt stand bevor. Helen hatte mir eindeutig zu verstehen gegeben, dass sie Rusty folgen würde und das sie mich für das Kind verantwortlich machen würde. Ich hatte mich selten schlechter gefühlt:

Rusty war Tod, Helen würde ihm folgen, sodass ich die letzte sein würde, meine Tante hatte fast kein Geld mehr, machte mich dafür verantwortlich und schlug mir den Rücken blutig, und ich würde wieder die Verantwortung für ein Kind übernehmen müssen, wobei ich keine Ahnung hatte, wie ich all das Schaffen sollte.

Immer öfter schlief ich um meinen Sorgen zu entkommen, doch auch der Schlaf brachte mir keine Erholung, denn in jeder Nacht hatte ich Alpträume von Kriegen und Leid, das nicht nur mein eigenes war.

Ich stand auf einem Felsen. Auf der Ebene versammelte sich ein Heer. 3.000 Mann. Ich seufzte. Wir waren weniger als ich gehofft hatte, denn die Verstärkung war noch nicht eingetroffen. Doch war unser Feind niemand der sich an vorher vereinbarte Termine hielt. Wenn er angriff mussten wir bereit sein oder untergehen. Diesmal schien es als wäre es letzteres.

„Was wenn dein Trick nicht funktioniert? Wir haben viel zu verlieren.“ Er stand hinter mir, sein Mund an meinem Ohr. Ich fühlte seine Wärme und schöpfte daraus Kraft.

„Wenn er nicht funktioniert werden wir beide es wohl als erstes erfahren.“ Sagte ich und wand mich zu ihm um. Ich sah ihm in seine blauen Augen und strich ihm die Langen blonden Haare aus dem Gesicht.

„Aber das kümmert mich nicht, solange ich bei dir bin.“ Er drückte mich an sich und flüsterte, als ob ein lauter Ton die Hoffnung, die wir einander gaben zerbrechen könnte:

„Im mel lye!“ Als Antwort küsste ich ihn und vergaß für einen Moment das dies der letzte Kuss sein könnte den wir hatten. Ein Räuspern unterbrach uns. Elrond trat auf uns zu und sah uns an.

„Elwen, es wird Zeit unsere Späher sagen das der Feind in ein paar Minuten hier sein wird.“ Ich nickte und löste mich sanft aus den Armen meines Geliebten.

Wir standen unter einem Baum. Die Schlacht war vorbei. Wir hatten gewonnen. Doch der Preis war zu hoch gewesen, wenn dieser Krieg nicht bald endete würde keiner von uns überleben.

„Erinnerst du dich noch als wir uns zum ersten Mal trafen? Es war genau hier. Du hattest ein weißes Kleid an und die Haare offen.“ Er brachte mich zurück in die Gegenwart. Ich sah ihn an und musste Lächeln

„Du hast mich damals angestarrt als wäre ich die erste Frau die du gesehen hast. Und ich wusste es sofort.“ Er strich mir übers Gesicht. Worte hatten wir beide noch nie gebraucht. Obwohl wir einander erst vier Wochen kannten brauchten wir keine Worte, um dem anderen zu zeigen wie sehr wir uns liebten. Die hatten wir nie gebraucht. Ich trat einen Schritt auf ihn zu und er nahm mich in die Arme, als wolle er mich vor allem Bösen beschützen und mir Wärme und Kraft spenden...

... und ich wusste, dass ich den Weg gefunden hatte. Der mir die Kraft gab weiter zu machen. Die Kraft weiter zu gehen, wo es keinen Weg mehr gab, sondern nur noch ein Labyrinth aus Trauer und Leid. Es war nur ein Traum gewesen. Doch er gab mir mehr Kraft als selbst das Buch meiner Eltern es vermocht hatte. Ich rief mir sein Gesicht wieder in Erinnerung. Den Geruch seines Körpers, die Wärme seiner Nähe und die Geborgenheit, die in ihr lag.

„Nehallania!“ Meine Tante hatte schon immer eine Möglichkeit gefunden, mich bei meinen Gedanken zu unterbrechen. Doch da ich keine Lust hatte sie zu reizen, beeilte ich mich hinaufzugehen.

„Hier zieh das an! Keine Fragen, keine dummen Bemerkungen und spiel schön das brave Mädchen. Sonst werde ich dich solange schlagen, dass dir hören und sehen vergeht. Komm dann ins Wohnzimmer.“ Bevor ich irgendetwas begriff, stand ich im Besenschrank und hielt ein Kleid in der Hand. Ich begriff gar nichts mehr, doch da ich keine Lust auf Schläge hatte, beschloss ich das Kleid anzuziehen, statt meiner Tante hinterher zu laufen und zu fragen, was das alles eigentlich sollte.

Da ich zugeben musste, dass das Kleid wunderschön war, beschloss ich mich ein wenig zu waschen und mir die Haare zu kämmen. Der überraschte Blick mit dem meine Tante mich musterte, war es jedenfalls wert. Ihr gegenüber saß ein ernst drein blickender Mann. Er schien an die dreißig Jahre zu sein, war groß gewachsen, hatte braune Augen und kurze schwarze Haare. Er musterte mich von unten nach oben und schien es für selbstverständlich zu halten, mir auf die Oberweite zu glotzen.

Ich hätte ihm am liebsten ordentlich die Meinung gesagt, doch ein warnender Blick von meiner Tante hielt mich davon ab. Mit einem stummen Seufzer setzte ich mich, mit der festen Absicht den ganzen Vormittag lang nichts zu sagen, sondern an jenen Traum zu denken. Denn erst jetzt fiel mir etwas auf: in jenem Traum hatte man mich mit Elwen angesprochen und jener Satz, den ich Henry gesagt hatte:

„tulin o Elwen“ war in jener Sprache, in der ich gesprochen hatte, als würde ich keine andere kennen. Auch jetzt hatte ich keine Probleme, als sich ein paar Sätze übersetzte. Lange dachte ich darüber nach und kam zu dem Schluss, dass es die Zukunft gewesen war, die ich gesehen hatte. Ich dachte darüber nach, wie ich zur Schicksalsfrau gelangen sollte, um sie das zu fragen. Beinahe hätte ich laut gelacht, als mir einfiel, dass sie mir die Frage, ob ich ihn in der Zukunft wieder sehen würde, längst beantwortet hatte:

„Die Frage, um deren Willen du mich in der Zukunft einmal wieder besuchen willst, kann ich dir ebenfalls mit ja beantworten.“ Diese eine Frage beantwortete noch eine andere, die ich mir seit langem selbst gestellt hatte: Würde ich jemals etwas anderes sein als eine Sklavin? Lange hatte ich versucht, mir selbst glauben zu machen, es sei eine der Fragen gewesen, doch tief in mir war ich mir des Gegenteils bewusst.

Nun hatte ich diese Frage aufgrund einer anderen beantworten können. So überlegte ich, was die andere Frage sein könnte, die mir ebenfalls mit ja beantwortet worden war. Erst als der fremde Mann aufstand und meine Tante es ihm nachtat, konzentrierte ich mich wieder auf das hier und jetzt, wo sie eigentlich hingehörten. Der Mann schien gerade zu gehen, denn er verließ das Wohnzimmer und zog seinen Mantel an. Er nickte meiner Tante zu, nahm meine Hand und hauchte einen Kuss darauf. Dann gab er mir ein kleines Kästchen, drehte sich um und ging aus dem Haus.

Ich war so verdattert, dass ich erst einmal dastand und die Welt nicht mehr verstand. Selbst als meine Tante mir das Kästchen entriß und es öffnete, war ich noch immer damit beschäftigt, über diesen Schock zu kommen. Meine Tante stieß einen spitzen Schrei aus, als sie in das Kästchen sah. Langsam zog sie mit einer Hand eine feingliedrige Kette heraus, die mir zu groß schien, als das man sie um den Hals trug. Da ich es nicht mehr aushielt, wagte ich es, eine Frage zu stellen:

„Wer war Das denn? Und was will der hier?“ meine Tante schien zu sehr mit der Kette beschäftigt, als dass sie mich angeschrien hätte:

„Das war Thoulas, er ist ein sehr reicher Mann und er hat ein Auge auf dich geworfen und wird dich wahrscheinlich heiraten wollen. Wofür wir mehr als dankbar sein können. Dieses Diadem ist sehr wertvoll. Dafür könnten wir unser Anwesen wieder zurückkaufen.“ Ich öffnete den Mund, um ihr zu sagen, dass ich dieses kaltblütige Monster niemals heiraten würde; doch als sie sagte, dass sie die Kette oder das Diadem verkaufen wolle, wurde ich leicht zornig immerhin war es meine Ket... ich meine, Diadem und wenn ich so etwas schon besaß dann wollte ich es auch behalten. Außerdem wollte ich sie nur ein einziges Mal spüren lassen wie ich mich fühlte:

„Ich denke wir sollten das Diadem behalten und ich denke ich sollte es auch tragen, denn was würde mein zukünftiger Mann von dir denken wenn ich ihm sage, dass du es verkauft hast?“ Ich genoss den Anblick als sie zusammenzuckte, da ihr nun klar wurde das ihre Macht über mich mit der Hochzeit schinden würde. Sie nickte und gab mir das Kästchen. Dann sagte sie so beiläufig wie möglich:

„Willst du nicht in das Zimmer im ersten Stock ziehen? Ich meine, ich kann ja nicht mehr so gut Treppen laufen und der Keller ist doch etwas kühl findest du nicht auch?“ Ich musste ein triumphierendes Lächeln unterdrücken, denn nun hatte ich gesiegt. „Ja ich denke das werde ich tun. Danach kannst du mir ja bei der Wahl eines neuen Kleides helfen. Das hier ist schon sehr alt.“ Als ich sah wie sie in sich zusammenfiel und wortlos davon ging tat sie mir leid, doch dann dachte ich an all die Schläge die sich in meinen Rücken und tief in meine Seele gegraben hatten.

Nein! diese Frau hatte mir nicht Leid zu tun. Ich würde es mir heute gut gehen lassen und in den nächsten Tagen meine Zeit mit Büchern verbringen ohne von ihr gestört zu werden. Doch heute wollte ich meine Überlegenheit zeigen und schleifte sie in alle teuren Geschäfte. Als wir abends nach Hause kamen waren wir beide erschöpft. Ich hatte mir nur ein Kleid gekauft, das wunderschön und dennoch nicht zu teuer gewesen war. Ich ging hoch in mein neues Zimmer legte es auf das Bett und musterte es: Es war schwarz und rot hatte weite Ärmel und einen Gürtel der leicht auf den Hüften lag und meine Figur besonders betonte.

Nun dachte ich auch an die bevorstehende Hochzeit und an den Traum der vergangenen Nacht und einer Sache war ich mir bewusst: ich würde diesen Thoulas weder lieben noch heiraten. Denn mein Herz gehörte bereits einem anderen, den ich erst seit einer Nacht kannte, die mir wie vier Wochen vorgekommen waren und in denen ich mehr Liebe gefunden hatte, als es auf dieser Welt möglich war. Ich würde mich eine Weile ausgiebig mit den Büchern beschäftigen und dann die Hochzeit absagen. Auch fiel mir ein was die Schicksalsfrau zu mir gesagt hatte: „Doch musst du dir darüber bewusst sein, dass kein Mann dich berühren darf. Egal wie sehr du ihn liebst. Das ist wichtig für dich, für mich, und für viele die du jetzt noch nicht kennst. Hast du das verstanden“

Ich hatte verstanden und ich bezweifelte das Thoulas das verstehen geschweige den einhalten würde. Er war ein Mensch und ich war eine Maschi und schon allein deshalb war ich gegen diese Hochzeit. Denn ich wollte nicht so enden wie mein Volk, das starb wegen der Kinder, die es geboren hatte. Da fiel mir Helen ein, der ich das noch gar nicht erzählt hatte und der ein bisschen Aufmunterung gut tun würde. Immerhin war sie schon im neunten Monat und würde wohl schon in den kommenden Tagen niederkommen. Ich stand auf und ging leise aus dem Haus.

Wenig später saß ich neben Helen die sich hingelegt hatte, sich aber freute, dass ich nun einen Weg aus der Sklaverei gefunden zu haben schien. es schien ihre Hoffnung zu sein so das ich ihr nichts davon sagte, dass ich es niemals so wie kommen lassen würde.

„Wenn er dann da ist, kann mein kleiner Tam dich ja besuchen gehen. Und du kannst mit ihm spielen. Stand in deinen Bücher etwas wie schnell solche Kinder lernen?“ Sie sah mich an. und ich sah in ihre Augen die alle Kraft verloren hatten, so wie einst die von Rusty. Ja für Helen war es besser zu gehen und die wenigen schönen Erinnerungen die sie hatte mitzunehmen. Ich konnte nicht erwarten, dass sie hier blieb.

„Sie lernen erstaunlich schnell schon nach zwei Tagen können sie laufen und wenn man sie den ganzen Tag irgendetwas hören lässt, sprechen sie schon nach einem halben Jahr.“ Helen hatte die Augen geschlossen und lächelte und schien vergessen zu haben, dass Tam in dieser Welt keinen Platz mehr hatte.

„Ich vertraue dir du wirst ihn gut erziehen und dann wird er mich vergessen und die Tatsache dass ich eine Sklavin und Hure war.“ Ich starrte sie an den vor nicht einmal zwei Jahren hatte ich genauso gedacht. Mit aller Macht hatte ich versucht für Henry das Beste zu finden, das es für ihn gab. Ich wurde traurig, doch Helen hatte meinen Gesichtsausdruck falsch gedeutet, denn sie sagte:

„Er wird dir nicht wehtun! Thoulas ist ein guter Liebhaber. Ich hatte damals auch Angst, natürlich ist er manchmal ziemlich stürmisch, doch als ich damals so Angst hatte war er ganz zärtlich zu mir. Anders als die andern, je ängstlicher ich bei denen war desto härter stießen sie zu. Doch er ist sanft. So weit ich weiß, ist er der Vater.“ Ich starrte Helen an. Hatte ich gerade noch am liebsten weghören wollen, so konnte ich nicht fassen was Helen als letztes gesagt hatte. Thoulas hatte Helen geschwängert, doch mich wollte er heiraten! Aber darauf konnte er warten bis er tot umfiel.

„Helen? Hattest du nicht mal dieses kleine schwarze Ding von dem du sagtest es sei eine Waffe? Hast du das noch?“ Sie starrte mich genauso entsetzt an wie ich sie gerade, dennoch nickte sie:

„Die kleine Schusswaffe. Ja, die hab ich noch. Sie müsste in dem Schub dort sein.“ Sie deutete auf ein kleines Schränkchen. „Aber was willst du damit?“

„Weißt du, Helen, da ist so ein Mann, der mich beobachtet und bei dem ich kein gutes Gefühl habe. Ich will nur die Möglichkeit haben mich zu wehren.“ Nun ja! Gelogen hatte ich nicht. Thoulas hatte mich beobachtet und ich hatte kein gutes Gefühl, wenn ich in seiner Nähe war. Und ein wenig mehr Schutz war immer gut. Helen nickte schwach. Sie war offensichtlich der gleichen Meinung.

Kurz darauf ging ich wieder, um mich zuhause mit meinen Büchern zu beschäftigen.

Am nächsten Tag bekam ich Besuch. Thoulas kam um mir, wie es schien, beweisen zu wollen, dass eine Heirat mit ihm nur Vorteile bringen würde. Alles was ich während dieses Besuches machen musste, war dazu sitzen und ab und an bewundernd zu nicken. Sein Abschiedsgeschenk, das aus einem Beutel Goldmünzen bestand entschädigte mich jedoch zur genüge. Schnell nahm ich ein paar Münzen heraus um damit Helen eine Hebamme zu kaufen. So ging ich auch an diesem Tag zu Helen, die immer mehr einer Toten glich und keinerlei Kraft mehr hatte.

Doch was ich auch sagte nichts vermochte ihr Kraft zu geben. In jenem Moment flehte ich Gott an, falls es ihn geben sollte, sie endlich zu erlösen. Während ich ihr Geschichten von früher erzählte schlief sie ein. Ich verließ leise ihr Zimmer und suchte die Örtliche Hebamme auf. Ich erklärte ihr, dass Helen kurz vor der Niederkunft stand und bat sie darum, dass sie ihr beistehen möge bis es soweit war.

„Haben sie dir deinen letzten Rest Hirn weggezaubert? Ich geh doch nicht zu diesem stinkendem Maschischwein, das sowieso bald abkratzen wird.“ All die anderen Dinge die sie sagte, sollten hier keinen Platz finden. Mit viel Mühe und Not gelang es mir sie dazu zu bringen, für das Geld bei Helen zu bleiben und so kehrte ich erleichtert nach Hause zurück, wo ich in meinen Büchern eine Welt fand, die noch voller Liebe und Freundschaft war.

Ich saß im Wohnzimmer, vermutlich würde heute schon wieder Thoulas vorbeischaun und ganz sicher würde es wieder so langweilig werden, wie das letzte Mal. Doch wenn ich Tam bei mir aufnehmen wollte, so sollte ich so lange wie möglich einen Weg finden ihn vor der Sklaverei zu schützen. Und Thoulas war hierfür die beste Möglichkeit. Es klopfte an der Tür, ich seufzte, stand auf und öffnete die Tür. Ein kleiner Junge stand davor.

„Ich soll ihnen von Helen ausrichten, dass sie in der Waldhütte ist, wo sie sich kennen gelernt haben. Und sie will, dass sie dort länger bleiben. Aber was das heißen soll weiß ich auch

nicht.“ Ich drückte dem Jungen eine kleine Münze in die Hand, warf die Tür zu und hätte beinahe meine Tante über den Haufen gerannt.

„Wo willst du hin? Du wirst nicht in irgendeine verfallene Waldhütte gehen, wenn einer der reichsten Männer dieses Landes sich für dich interessiert!“ Meine Tante sah aus als würde sie mich am liebsten schlagen, doch diese Zeiten waren vorbei. Wenn Helen wollte, dass ich länger in der Hütte blieb konnte das nur heißen, dass ich und niemand sonst sie jemals wieder sehen würde. Ich machte mir schon Vorwürfe wegen einem Jungen, diesmal würde nur der Tod mich hindern dieses Kind richtig zu erziehen. Ich war der Wahrheit damit näher als ich in jenem Moment dachte, und selbst wenn hätte es meine Entscheidung nicht geändert.

Ich schob meine Tante auf die Seite und rannte die Treppe hoch. Als meine Tante oben ankam, hatte ich alles was ich besaß bereits in ein Bündel geschnürt und wandte mich zum gehen. Bis in die Eingangshalle verfolgte mich ihr Geschrei. Dann hatte ich genug. Ich drehte mich um und brüllte so laut ich konnte:

„Du hast keine Macht mehr über mich. Ich entscheide selbst was ich tue und du wirst das nicht ändern.“ Damit verließ ich das Haus und schlug die Tür hinter mir zu. Ich wusste, dass ich sie damit geschockt hatte und sie jetzt wahrscheinlich zusammen gebrochen war. Und mit eine Mal wurde mir bewusst, dass meine Tante nur mich gehabt hatte und sie mich nicht nur des Besitzrechtes wegen hatte aufhalten wollen, sondern auch weil ich alles war was sie hatte. Doch dann dachte ich an das Diadem, das immer noch im Schrank lag und an den Beutel voller Geld. Nein, ich musste mir keine Gedanken um sie machen. Und so schritt ich aus der Stadt und fühlte mich frei und ohne Zwang. Und als ich durch den Wald lief und alles grün und voller Leben war, vergas ich einfach alles und rannte über die Lichtungen und zwischen den Bäumen umher und fühlte mich als würde ich jeden Moment schweben können.

Doch irgendwann musste auch ich mich wieder meinen Sorgen stellen. Und so kehrte ich zurück zum Waldhaus, wo ich Rusty und Helen kennen gelernt hatte und wo unsere viel zu kurze Freundschaft begonnen hatte. Ich öffnete die Tür. Alles war voller Staub, bis auf eine Wiege die mitten auf dem Tisch stand und an der ein Zettel hing:

„Liebe Nehallania, ich kann mich noch an den ersten Zettel erinnern den ich dir hier hinterlegt habe und der genauso begann. Nun dies hier wird mein letzter Zettel sein. Bitte mach dir keine Vorwürfe, denn nichts von dem was du getan hast war falsch. Im Gegenteil ich bin dir sehr dankbar, dass du versucht hast mir Hoffnung zu machen. Doch ich konnte nicht den fahlen Schimmer sehen, den du tief in der Nacht gefunden hast. Ich bitte dich Tam nicht zu sagen was ich war. Ihm zu sagen, dass ich eine Sklavin war und deine Freundin, sollte genug sein. Ich will nicht dass er etwas Falsches von mir denkt. Ich weiß, dass du dich gut um ihn kümmern wirst, so wie du es bei Henry getan hast. Ich vertraue dir. Vieles hast du vor mir gelernt und vieles hast du schon gekonnt als wir uns trafen; doch an jenem Ort, wo wir uns wieder sehen werden, werde ich vor dir sein. Verlier niemals deine Hoffnung und bleib immer so wie du bist. In Liebe und Freundschaft, Helen.“

Ich sah von dem Brief in die Wiege. Der kleine Tam, wie sie ihn genannt hatte schien fest zu schlafen. Er hatte schwarze Haare und war wie jedes kleine Kind wunderschön. Dass er grüne Augen hatte sollte ich nun ebenfalls herausfinden, denn er wurde wach und fing an zu schreien. Nun, ich hatte keine Ahnung was ich tun sollte und so hob ich ihn aus der Wiege nahm ihn auf den Arm und schaukelte ihn.

Schließlich klopfte es an der Tür. Ich war so überrascht, dass ich Tam beinahe fallengelassen hätte. Obwohl er immer noch schrie, legte ich ihn zurück in die Wiege und ging an die Tür. Davor fand ich die alte Hebamme, die einen Korb schleppte, den ich ihr abnahm und auf den Tisch stellt. „Miss Helen hat mich beauftragt diese Sachen zu kaufen. Aber sie müssen noch bezahlt werden.“ Sie hatte einen Schritt ins Haus gemacht und erweckte den Eindruck als wolle sie nicht eher gehen, als bis sie bezahlt worden war. Ich kramte meine restlichen Münzen heraus und gab ihr das Geld für die Sachen.

„Helen schläft.“ Damit hatte ich nicht gelogen und brauchte kein schlechtes Gewissen zu haben. Dann überlegte ich es mir anders und gab der Hebamme noch zwei Münzen.

„Du hast die Sachen für ein anderes Kind gekauft, wir sind uns niemals begegnet und ich war niemals hier!“ Die Hebamme starrte mich an. Es war sehr viel Geld gewesen. Doch ich konnte mich nun darauf verlassen, dass niemand etwas erfahren würde. Sie nickte und verließ das Haus. Gerade als ich die Tür schließen wollte, drehte sie sich um und sagte:

„Sie müssen die Milch warm machen. Ein Tropfen aufs Handgelenk wird ihnen sagen ob sie zu warm ist.“ Dann ging sie rasch in Richtung Stadt davon. Verwundert blickte ich ihr nach. Meine sonst so schlechte Meinung über dieses neue Volk ging ein bisschen nach oben. Tam's Geschrei richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn. So wie es die nächsten Tage immer sein würde.

Nun, was soll ich über jene Tage berichten? Jeder der ein Kind hat, ob nun selbst oder in der Familie, wird mein Glück erraten können. In jenen Tagen galt all meine Aufmerksamkeit nur jenem kleinen Jungen, der schneller lernte als ich es fassen konnte. Meine Bücher hatten Recht behalten, als sie sagten, dass ein Maschikind schon nach zwei Tagen laufen konnte. Viele Eltern werden sich jetzt wohl denken: „Ja süß sind die Kinder alle, aber Gott sei dank sind unsere aus dem Alter raus und wir müssen die Nächte nicht abwechselnd wach verbringen, um sie wieder ruhig zu stellen.“ Doch da ich ohnehin nicht schlafen musste war mein gesamtes Denken nur auf dieses neue Leben konzentriert, das in meinen Armen seinen Anfang nahm. Wie schön war jene Zeit, in der ich keine Gedanken an die Zukunft oder an den morgigen Tag verschwendete.

In der ich vergas, was ich gewesen war und wieder sein würde. Denn Glück sollte in meinem Leben nur existieren um die darauf folgende Trauer zu verstärken. Und wieder kann ich der nun schon sehr langen Liste einen weiteren Eintrag hinzufügen, wie mir mein Glück genommen wurde.

Ich ging zurück zu unserer Waldhütte, Tam lief neben mir. Seine Haare waren immer noch nass von dem Bad, das wir genommen hatten. Er war fünf Wochen alt und schien viele Dinge die ich ihm sagte längst zu verstehen.

Dann sah ich ihn. Er stand auf dem Weg und sah uns entgegen. Er war rot vor Wut. Ich wusste sofort, dass meine Vergangenheit uns eingeholt hatte. Obwohl es mir tief im Inneren bewusst gewesen war, hatte ich gehofft, dass uns mehr Zeit geblieben wäre. Ich trat ihm gegenüber und sah meinem Fastverlobten in die Augen, die wie immer kalt waren. Doch nun stand auch Hass in ihnen. Er musterte Tam als wolle er ihn umbringen.

„Ich hätte dir alles geben können das du von mir verlangt hättest. Alles hätte ich dir gegeben, doch du verlässt mich für *das* da. Für dieses widerliche Ding. Du hast mich Verraten. Du hast deine Lust befriedigt mit irgendeinem deiner Gossenfreunde und als das Kind dabei heraus gekommen ist, hast du es versteckt und wolltest durch eine Heirat mit mir alle Schuld von dir weisen können. Deshalb also hast du dich mir so an den Hals geschmissen.“ Thoulas trat ganz nahe an mich heran als wolle er mich schlagen. Ich war so verdattert über die Dinge die er sagte und die nicht stimmten, dass mir erst gar nicht auffiel das er glaubte das Tam mein Kind war. Ich konnte einfach nichts antworten weil ich all diese Dinge nicht so richtig begreifen konnte.

„Ich hätte dir alles gegeben, alles. Doch dieses Kind steht zwischen uns. Es darf nicht leben. Seine Existenz ist gegen die Natur. Er muss sterben!“ Er lief noch röter an als er ohnehin schon war. Er packte mich an den Armen und schüttelte mich.

„Doch ich bin immer noch bereit mit dir zu leben und dich zu heiraten, doch das Kind muss weg. Es muss sterben! Ich werde es gleich töten, hier vor deinen Augen als Strafe. Und danach wirst du mich heiraten und ich werde dir zeigen wer das Sagen hat.“ Er versuchte an mir vorbeizugehen um seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen. Entweder war er wahnsinnig oder ich sollte meine Meinung über dieses Volk doch noch mal ändern. Doch in jenem Moment hatte ich keine Zeit zu denken. Tam war nicht mein Kind doch ich hatte ihn als Sohn angenommen

und auch die Verantwortung und jetzt würde ich ihn auch beschützen. Ich trat Thoulas in den Weg, bereit mich mit all meiner Macht gegen ihn zu wehren.

„Du wirst nicht Hand legen an dieses Kind. Ich werde dich nicht heiraten! Ich liebe dich nicht und was du über Tam denkst ist mir egal. Er wird leben hier bei mir und du wirst nichts daran ändern!“ Ich wusste nicht wie, doch auf einmal hatte ich jene Waffe in der Hand die Helen mir gegeben hatte. Ich hielt sie Thoulas an die Brust. Der starrte auf die Waffe als könne er nicht fassen was ich im Begriff war zu tun. Er packte die Waffe und drückte sie sich fester an die Brust.

„Willst wohl deinen Bastard schützen! Du willst mich töten, ja? Dann tu es! Na los tu es...“

„Ich kann nicht zulassen, dass du ihn tötest...“

„Du bist eine erbärmliche Sklavin, ich bin froh, dass ich das nun bemerkt habe...“

„... Er ist alles was ich habe, ich werde nicht schon wieder alles verlieren, diesmal...“

„Na los schieß beschütz deinen Bastard, tu was...“

„...nicht. Ihr könnt nicht ewig Macht über mich besitzen. Ich werde ihn niemals sterben lassen. Nicht für dich“

„...du glaubst, für diesen Bastard tun zu müssen.“

Ich hörte wie er erstaunt keuchte. Ich hörte wie er fiel. Ich hörte wie er aufschlug. Und ich spürte die Waffe in meiner Hand. Und ich sah den großen Teppich in dem Zimmer dessen Mitte ein Garten war. Und ich sah den Faden der neben dem weiß/silbernen Faden lief und dann endete.

Ich sah ihn nicht an. Ich drehte mich um hob Tam hoch und rannte zurück zur Waldhütte. Doch der Schuss war gefallen. Wieder hatte ich getötet. Doch diesmal würde man mich festnehmen ob nun mit Beweise oder ohne. Ich hatte Tam gerettet, doch bei dem was nun passieren würde fragte ich mich, ob ich nicht uns alle hätte töten sollen. Ob ich nicht endlich hätte Schluss machen und Ruhe finden sollen. Ich versank in der Dunkelheit. Alles um mich herum drehte sich ich spürte wie ich einschlief, doch ich änderte es nicht. In meinen Träumen würde ich die Wirklichkeit vergessen können.

Dieses eine Mal noch. Nur noch einmal mussten wir gewinnen, dann hätten wir gesiegt. Wieder standen wir auf einem Felsen.

„Ich möchte mir nicht vorstellen was passiert wäre wenn wir diese Hilfe nicht erhalten hätten.“ Er stand neben mir seine Augen blickten in die Ferne. Dennoch wusste ich was er meinte.

„Ich denke, dass will keiner von uns wissen. Wir haben schon genug erlitten. Wir haben schon genug verloren. Ich habe zwar noch nie viel von ihnen gehalten, aber wenn die Menschen nicht gewesen wären, würden wir jetzt nicht hier stehen.“ Er sah mich an. mir war klar, dass er mir etwas mitteilen musste.

„Wenn mir etwas zustößt...“ Ich wandte den Kopf ab. „Legolas!“

„Nein, Elwen! Du musst wissen, dass ich dich liebe. Bevor du in mein Leben kamst erschien mir die Ewigkeit schrecklich. Doch mit dir sehe ich wie schön es sein kann. Wenn dieser Krieg vorbei ist will ich meine Zeit nur noch mit dir verbringen. Doch wenn mir etwas zustößt dann musst du mir versprechen weiterzumachen. Unser Volk braucht dich mehr als dir bewusst ist. Du darfst nicht aufgeben!“ Er brachte mich dazu ihm in die Augen zu sehen. Ich wusste wie ernst ihm das Alles war.

„Ich werde weitermachen, wenn es das ist was du willst. Ich verspreche es dir. Aber du darfst nicht sterben ich brauche dich! Mehr als unser Volk mich braucht!“ Er schloss mich in die Arme und ich wollte ihn nie wider loslassen.

Es klopfte. Genauer gesagt, es schien als wolle jemand die Tür eintreten.

„Nehallania! Öffnen Sie sofort die Tür. Heben sie die Arme und verlassen sie langsam das Haus.“ Ich wusste was nun kommen würde. Ich stand auf, missachtete das Geschrei, ging zu Tam und küsste ihn.

„Ich liebe dich, mein kleiner Engel. Nichts, von dem was ich tat, bereue ich. Versprich mir niemals aufzugeben.“ Er nickte und ich verlies erhobenen Hauptes die Hütte. Sofort wurde ich von zwei Männern ergriffen und auf den Boden gedrückt. Ich wehrte mich nicht. Diesmal gab es keinen Fluchtweg. Unser Planet war zu klein um sich auf Dauer zu verstecken. Nun würde ich wieder zurück in die Sklaverei kommen.

„Hiermit werden sie Nehallania angeklagt den ehrenwerten Thoulas Grandechie ermordet zu haben. Sie werden in den Sünderturm gebracht werden um ihre zu ihrer morgigen Gerichtsanhörung anwesend zu sein.“ Als die beiden Soldaten mir die Hände hinter dem Rücken verbunden hatten, legte man mir einen Strick um den Hals, der am Sattel des Hauptmannes befestigt war. Bis wir die Stadt erreicht hatten, ließen die Soldaten ihre Pferde traben, sodass ich laufen musste um hinterherzukommen.

Danach schlugen sie ein langsames Tempo ein, da es normalerweise beschämend war so durch die Stadt zu laufen. Doch ich hatte kein Problem damit. Mich kannte sowieso jeder nur als ‚kleines dreckiges Sklavenschwein, das seine Arbeit nicht machen will‘. Doch als man mich auf den Hauptmarktplatz führte, sah ich wieder einmal das Raumschiff der Menschen mit dem sie bei uns abgestürzt waren.

„Sie kamen von dem Planeten Tatoonie und wollten nach Coruscant, das ist ein anderer Planet. Irgendwas ist passiert und deshalb mussten sie hier landen. Sie haben versucht das Raumschiff zu reparieren, aber dann haben sie sich in dein Volk verliebt, Nehallania. Euer Volk starb aus Liebe zu meinem Volk und dem was daraus entstand. Ich wünschte ich hätte nur einen anderen Menschen gekannt. Nur um zu wissen ob ich so bin wie sie.“ Doch das sollte Rusty niemals erfahren, wie ich nun wusste.

Ein Ruck an meinem Hals machte mir bewusst, dass ich stehen geblieben war. Und schnell lief ich weiter um nicht hinzufallen. Als wir den Sünderturm erreichten wurde mir der Strick grob vom Hals gerissen, während man mich hinein zerrte. Es ging eine Treppe hinunter den einen Gang entlang. Alles war feucht, die Luft war schlecht und es war modrig. Vor der letzten Tür hielt der dicke Wachmann an. Sperrte auf und warf mich so hart hinein, dass ich gegen die gegenüberliegende Wand stieß. Lachend warf der Wachmann die Tür zu und murmelte etwas von:

„Hab schon immer gesagt, dass die ins Gefängnis gehört.“ Langsam lies ich mich an der Wand hinunter gleiten. Meine Hände taten weh, anscheinend schnitt das Seil ihnen das Blut ab. Ich versuchte sie so gut wie möglich zu bewegen, während ich mich nach einer Möglichkeit umsah sie zu befreien. Wie ich es mir hätte denken können fand ich keine. Meine Gedanken galten Tam und ich fragte mich was nun wohl aus ihm werden würde. Doch wie lang ich auch überlegte ich kam nie zu einer guten Antwort und so lies ich es bleiben.

Dann erinnerte ich mich an Henry und fragte mich was er nun wohl tun würde. Doch auch diesmal fand ich keine Antwort, sodass ich es aufgab und versuchte zu schlafen. Doch ich konnte es nicht. In mir war zu viel Unruhe. Ich schloss die Augen und versuchte die Gedankenströme in meinem kopf zu beruhigen. Ich erinnerte mich an das Meditieren, über das ich gelesen hatte. Verwundert wurde ich mir bewusst, dass fast mein gesamtes Wissen aus den Büchern zu kommen schien. Dann musste ich schon fast über mich selbst lachen. Natürlich stammte all mein Wissen von alten Seiten die in staubigen Bänden auf Regalen in einer verlassenen Bibliothek hinterlassen hatte.

Ich fragte mich ob auch Henry so viel lernen würde. Weil mir bewusst wurde das ich mich schon wieder in Gedanken vertiefte, die mich zu nichts führen konnten, begab ich mich in eine Aufrechte Position, versuchte im Gleichklang mit dem Wind zu atmen und mich von meinen Sorgen und Gedanken zu lösen. Ich versuchte diese innere Ruhe zu finden die in jenem Buch so ausführlich besprochen worden war.

Es gelang mir nicht! Immer wieder hörte ich ein Husten oder Keuchen aus einer anderen Zelle, die mich zurückholten, bevor ich diese Ruhe erreichen konnte es war als hätten sich die anderen Gefangenen gegen mich abgesprochen. Irgendwann gab ich es auf. Es war bereits mitten in der Nacht, doch im Schlaf machten meine mit Gefangenen nur noch mehr Lärm. So sah ich mich in meiner Zelle um, damit ich eine andere Beschäftigung finden würde. Aber es gab keine.

So begann ich zu zählen. Ich glaube ihr Menschen tut das, um einzuschlafen, bei mir war der Sinn einfach nur, die Zeit tot zu schlagen. Wenn ich jedoch einmal stockte musste ich feststellen, dass ich vergessen hatte, wie weit ich gewesen war und musste wieder von vorne anfangen. Als der Morgen graute, konnte ich meine Hände nicht mehr spüren, ich war unterkühlt und ich fühlte mich ziemlich elend.

Ich war froh, als ich Stimmen auf dem Gang hörte. Ich stand auf und setzte eine Mine auf, die denen die da kamen nicht zeigen sollte wie sehr sie mir zusetzten. Der Schlüssel rumorte im Schloss. Die Tür quietschte.

„Komm!“ befahl mir eine barsche Stimme. In der Tür stand ein Soldat der sich mit angewidertem Blick in der Zelle umsah. Aus reinem Interesse las ich seine Gedanken und stellte verwirrt fest, dass er dachte man solle die Zellen ausbessern und ein Holzplatte zum Schlafen hineinstellen. Ich trat auf ihn zu und kurz bevor ich ihn erreichte drehte er sich um und ging davon. Ich folgte ihm den Gang in Richtung Treppe entlang. Doch statt einer Treppe stiegen wir zwei empor. Ich sollte also vom Sünderturm direkt in das Gerichtsgebäude geschafft werden und nicht erst noch hinaus auf die Strassen.

Es ging nun einen weiteren Gang entlang zu einer Tür, die von zwei Bewaffneten Männern bewacht wurde. Kurz bevor wir dort eintrafen, wurde die Tür geöffnet. Zwei Soldaten zogen und zerrten einen Mann hinaus, während dieser versuchte in dem Raum zu bleiben und schrie: „Ich war es nicht ich würde niemals so etwas tun! Ihr habt den falschen...“ einer der Bewaffneten vor der Tür erbarmte sich der zwei Soldaten und schlug dem Mann in den Nacken so dass er bewusstlos wurde. Der eine Soldat nickte ihm zu, dann schleiften sie den Mann weg. Mein Führer blieb vor der Tür stehen drehte sich um und flüsterte ein leises: „Viel Glück!“, bevor er in den Raum dahinter ging und ich ihm folgte. Ich ging aufrecht mit dem letzten Rest Stolz den ich als Sklavin hatte. Es sah aus wie in jedem Gerichtssaal, auf der einen Seite, befand sich erhöht ein Tisch an dem mehrere alte Männer saßen. Davor waren zwei kleine abgegrenzte Stühle. Am anderen Ende des Saales, befanden sich lange Bankreihen. Ich war mir sehr sicher, dass wenn sie hineingepasst hätte die ganze Stadt hier gewesen wäre.

Alle Bänke waren besetzt und hinten standen die Leute und jeder versuchte einen Blick auf mich zu werfen. Ein kurzer Blick in ihre Gedanken zeigte mir, dass sich Angst hinter diesem Verhalten versteckte. Sie hatten Angst vor mir, weil ich so anders war und wollten deshalb wissen was mit mir geschah. Das verwirrte mich. Hatte ich doch bis jetzt angenommen, dass die Leute mich hassten und nicht fürchteten.

Da wir nun den Stuhl, der mir als Angeklagter zustand, erreichten, konzentrierte ich mich auf die Gegenwart. Ich würde mich auf den Richter konzentrieren müssen, um durch das Lesen seiner Gedanken vielleicht doch noch eine Milderung der Strafe zu erwirken. Doch im Gegensatz zu dem Soldaten schien er keinerlei Mitleid mit mir zu haben. Das würde schwer werden. Als einigermaßen Ruhe eingekehrt war, erhob sich der Richter und erteilte dem Kläger das Wort.

Dieser stand sofort auf und verbeugte sich erst einmal, ich musste an mich halten um ihm nicht zu sagen, dass er die Schleimerei lassen und endlich anfangen sollte. Doch das tat er in jenem Moment:

„Ehrenwerter Richter! Liebe Mitbürger. Ich stehe hier vor ihnen, weil einer von uns aus unserer Mitte genommen wurde. Einer von uns denn ihr alle gekannt und geliebt habt, wurde von uns genommen. Von ihr!“ mit diesen letzten Worten drehte er sich zu mir um und sah mich an als wolle er mich sofort töten lassen. Ich war der Wahrheit näher als ich dachte:

„Diese Frau hat Thoulas Grandechie glauben gemacht, dass sie in Sie liebt um dadurch eine Heirat zu erwirken. Doch dadurch hätte sie Sie noch mehr beschmutzt als durch seinen Tod. Denn diese Frau hat bereits ein Kind empfangen und ausgetragen. Einen Jungen. Ich frage Sie wie so etwas geschehen konnte. Darum fordere ich die Todesstrafe.“

„Das ist nicht wahr. Sie hat nie ein Kind gehabt.“ Im ersten Moment dachte ich, ich hätte im Sünderturm meinen Verstand verloren. Aber es war meine Tante, die auf der ersten Bank saß und nun aufgestanden war. Sie bebte und schien sich über irgendwas aufzuregen.

Erst dann fiel mir auf, dass es auch für Sie einen Nachteil hatte, wenn ich ein Kind gehabt hätte, da man sagen würde wir hätten gemeinsames Spiel gemacht.

„Dieses Mädchen hat kein Kind. Es war das Kind dieser Hure namens Helen. Es war ihr Kind. Ich hätte niemals zugelassen, dass Sie ein Kind bekommen oder in einer anderen Weise das Ansehen von unserem ehrenwerten Thoulas Grandechie besudelt. Niemals hätte ich das zugelassen, wenn ich es gewusst hätte. Ich trage keinerlei Schuld an diesem Verbrechen.“ Der Richter hieb auf sein Pult, dann sah er mich an:

„Nun wie würden Sie schildern was passiert ist?“ seine Frage überraschte mich ein wenig. Ich warf einen Blick in seine Gedanken und entschied mich ihm die Wahrheit zu sagen, denn das erschien mir als die klügste Antwort:

„Es ist wahr! Es war das Kind von Helen. Und es ist nicht wahr, dass ich Thoulas vorgemacht habe das ich Sie lieben würde. Er redete mit mir. Doch nie sagte er mit einem Wort, dass er mich liebt und auch anders herum geschah es nicht. Wir waren zwei lebende Wesen, die sich unterhalten haben. Dann übernahm ich die Verantwortung für Tam als Helen tot war. Als Thoulas mich im Wald begegnete sah er Tam und dachte es sei mein Kind. Er wurde sehr zornig und redete auf mich ein, dass dieses Kind eine Ehe verhindern würde, dass er mich aber dennoch heiraten wolle, wenn das Kind tot sei. Er wollte Tam töten, um mich heiraten zu können. Ich versuchte ihm klar zu machen, dass ich ihn unter diesen Umständen nicht heiraten würde und versuchte Tam zu schützen. Er wurde wahnsinnig und wollte auf Tam losgehen, also zog ich meine Waffe, doch selbst dann wollte er Tam töten. Ich habe ihn erschossen, weil er das Leben dieses Kindes bedrohte und ich niemals jemanden geheiratet hätte, an dessen Händen Blut klebt, das von einem kleinen Jungen stammt der sich nicht wehren konnte. Ich habe es aus Notwehr getan, denn es gab keinen anderen Weg.“ Der Kläger sah aus als würde er gleich platzen, doch der Richter nickte:

„Nun in Anbetracht dieser Tatsachen, denke ich, dass...“

„Aber euer Hochwürden wollte Sie das Leben von Thoulas Grandechie auf eine Höhe stellen mit diesem Sklavenbastard? Es gab einen Mord an dem Wichtigsten Menschen unseres Landes und Sie lassen das als Notwehr auf sich beruhen?“

„Nun um genau zu sein: Tam war Thoulas Sohn! Und dieses Land gehört in erster Linie Tam und mir, denn wir stammen aus dem Volk in direkter Linie ab von dem bei Ihnen nur ein Vorfahre vorhanden ist. Und Sie, so frage ich Sie, ist in einem Staat wichtiger?

Der Schmied, der das Werkzeug herstellt? Der Bauer, der das Werkzeug benötigt, um Essen anzubauen? Der Wachmann, der Essen braucht und dafür für den Frieden sorgt? Der Politiker, der den Frieden braucht um gut regieren zu können? In unserem Land ist jeder gleich wichtig, denn keiner kann ohne die anderen leben.

Der Schmied könnte nichts verkaufen, Der Bauer hätte kein Werkzeug, der Wachmann keinen zum beschützen und der Politiker niemanden zu regieren. Jedes Leben ist so viel wert wie alle anderen auch. Ich habe nichts verbrochen. Denn Thoulas hatte die meiste Zeit seines Lebens schon hinter sich, doch Tam hat sein Leben gerade erst begonnen. Er wird alles erst noch erleben können, das Thoulas längst kannte und das ihm nicht mehr so wichtig erschien.“

Es war eine lange Rede doch Sie umschrieb am besten was ich Fühlte und Dachte. Der Richter schien von meiner Rede beeindruckt und der Soldat der mich hierher geführt hatte nickte mir heimlich zu. Doch das war nicht das was die Zuschauer erwartet hatten. Das Stimmengewirr würde hier nur zu viel Platz einnehmen, doch es war eindeutig, dass Sie einen Aufstand bauen

würden, wenn man mich nicht verurteilte. Der Richter wusste nicht so genau was er tun sollte also zog er sich mit seinen beiden Gehilfen zurück. Doch als ich deren Gedanken las, musste ich feststellen, dass sie auf der Gehaltsliste des Klägers standen, der ein Verwandter Thoulas zu sein schien.

Sie brauchten verdammt lange dort hinten. Ich las ihre Gedanken nicht es würde keinen Unterschied mehr machen und ich wollte meine Kräfte sparen für das was mir bevorstand, was immer es sein mochte. Als der Richter und seine Helfer wieder herein kamen, sahen sie alles erschöpft aus. Der Richter hob seine Stimme und es wurde ruhig im Raum:

„Wir haben uns entschieden, die vom Kläger geforderte Todesstrafe nicht zu befürworten.“ Ich war erleichtert, was man von meinem Gegner nicht sagen konnte. Aber das Urteil war noch nicht zu Ende gesprochen:

„Wir haben uns entschlossen die Angeklagte zu 20 Jahren Gefängnis zu verurteilen.“ Ich zuckte zusammen. Es gab nur ein Gefängnis, in das nur die schlimmsten Verbrecher kamen. Obwohl schon einige hinein gegangen waren, war noch keiner herausgekommen. Und das lag nicht unbedingt an der Länge der Haftstrafe! Dem Verwandten von Thoulas schien das ebenfalls bewusst zu sein, denn er lächelte gehässig.

Wieder stand der Soldat neben mir doch diesmal um mich abzuführen. Ich sagte nichts sondern folgte ihm stumm. Es ging wieder zurück zu meiner Zelle, was mich wunderte. Bevor er die Tür hinter mir schloss, sagte der Soldat noch:

„Man wird dich in zwei Tagen ins Gefängnis bringen. Es tut mir leid!“ dann ging er und lies mich mit meinen Gedanken zurück. Wieder war ich alleine und hatte nichts Neues über Tam's Schicksal erfahren. Wieder schweiften meine Gedanken zu Dingen, die ich nicht beantworten konnte. Von jenen Tagen kann ich nicht viel berichten, außer dass mir noch keine zwei Tage so lange vorgekommen waren.

So war ich fast schon ein wenig froh, als man kam um mich abzuholen. Diesmal war es ein anderer Soldat, der mir Eisenketten anlegte und mich dann hinauszerterte. Dort stand eine schwarze große Kutsche, die aussah als hätte man ein paar Bretter zusammengenagelt und sie dann auf Rädern befestigt. Man warf mich hinein. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, dass sich schon andere Männer in der Kutsche befanden. Ich hatte sie noch nie gesehen, daher nahm ich an das es Männer aus einer anderen Stadt waren. Doch sie schienen von mir gehört zu haben, denn sie alle bemühten sich so weit wie möglich von mir entfernt zu sein. Es amüsierte mich ein wenig, da sie ganz eindeutig Angst vor mir hatten, ich den Grund dafür aber nicht sah.

So war es denn eine schweigsame Fahrt zu einem Ort denn viele oder alle von uns nicht verlassen würden. Als wir endlich dort ankamen, war ich mir nicht sicher ob ich noch richtig lebendig war. In der Kutsche war es drücken heiß gewesen und die Luft war bald stickig gewesen. Doch das was ich nun sah lenkte mich schnell von der unangenehmen Fahrt ab. Vor uns lag ein großer Bau. Er war quadratisch und ein Gang führte von ihm weg zu einem Tal aus dem Beständiges Klopfen, ein Klang wie von Peitschen und Schreie zu uns herauf drangen.

Beides, der Gang und das Gefängnis an sich, waren aus großen Steinblöcken gebaut, die eine Kälte verbreiteten, die die Hitze des Wagens schnell vergessen ließ. Dieses Gefängnis war nicht gebaut worden um den es den Insassen zu ermöglichen, ihre Untaten zu begreifen und eine andere Persönlichkeit aufzubauen, sondern um sie zu verschlingen und sie solange arbeiten zu lassen bis sie starben. Dorthin brachten uns die Soldaten, die uns bis jetzt bewacht hatten.

Vor dem Tor stand ein Mann mit strengem Gesicht. Das war ohne Zweifel, der Mann der in den nächsten Jahren über unser Schicksal bestimmen würde. Er schien uns das jedoch noch einmal extra mitteilen zu wollen und sagte deshalb:

„Nun manche von euch waren reich, andere waren arm. Aber hier drin seid ihr nichts weiter als ein paar Gefangene, die das tun was ich ihnen sage, und dann wenn ich es sage. Wenn ich sage ‚spring!‘ Dann springt ihr, wenn ich sage ‚Ruhe!‘, dann seid ihr ruhig. Wenn ich sage

„schlaft!“ dann schlaft ihr. Ihr haltet euch an die Regeln und wir werden nett zu euch sein. Ihr verletzt die Regeln und habt dann ein Problem mit uns. Wenn ihr die Autorität der Wachen anzweifelt, werde ich euch persönlich zeigen, was es heißt, Schmerz zu empfinden. Euer Arsch gehört mir und keiner wird etwas sagen wenn ihr hier abkratzt oder geschlagen werdet. Alles was ihr hören werdet, wird Hohn sein. So wie ihr es verdient. Ihr seid weniger wert als der Dreck den ihr von euch gebt. Fragen wird es hier keine geben. Ihr tut was man euch sagt und ihr tut es ohne zu murren. Dort draußen wart ihr Menschen hier drin habt ihr keine Rechte, nur Regeln an die ihr euch halten müsst. Wenn ihr hier überlebt, seid ihr ein anderer Mensch. Doch hier seid ihr nur Dreck und niemand wird sich um euch kümmern. Wer das verstanden hat, kann jetzt gehen.“

Es gab eine Menge, dass ich ihm hätte sagen können, aber da ich noch ein paar Jährchen hier abzusitzen hatte, lies ich das ganze lieber bleiben. Stattdessen ging ich mit den anderen durch das Tor. dahinter war ein kleiner Hof, in den verschiedene Türen führten. Wir wurden durch die größte geführt. Danach ging es einen Gang entlang, dann nach rechts und dann nach links. Dann standen wir in einer großen Halle. Links und rechts waren Zellen, in die stets vier Leute hineinpassten. Ich ging die Zellen entlang und betrat eine leere. Alles anderen verteilten sich rasch auf die anderen Zellen. So dass ich alleine in meiner Zelle war.

Erst jetzt erkannte ich, dass eines der Betten wohl doch schon besetzt war, denn die Bettdecke, wenn man das dünne Stück Stoff so nennen konnte, war nicht sehr ordentlich zusammengelegt. Ich seufzte und legte mich auf das Bett das von dem benutzten am weitesten entfernt war. Den ganzen Nachmittag lang unterhielten sich die anderen über die Verbrechen wegen denen sie eingesperrt worden waren. Doch bevor ich an die Reihe kam, wurden wir von ein paar Wächtern abgeholt.

Wir wurden durch Gänge in eine andere Halle geführt, die voller Tische war. An den Tischen saßen die anderen Häftlinge, die sich ihr Essen bereits geholt hatten. Ich stellte mich hinter den anderen an der Essensausgabe an. nahm das Tablett das man mir hinhielt und setzte mich an einen der Tische. Keiner setzte sich zu mir. Also hielt einer der Wächter es für seine Pflicht, mir Gesellschaft zu leisten. Er stellte sich direkt vor mich hin, so dass ich ihn nicht ignorieren konnte. Ich sah auf. Er grinste.

„Das musst du alles aufessen. Bis auf den letzten Rest.“ Ich las schnell seine Gedanken und antwortete dann:

„Ja, dass werde ich wenn sie es befehlen. Denn sie sind der Wärter und ich bin nicht mehr wert Dreck.“ Er grinste noch breiter.

„Das hast du richtig erkannt. Und deswegen erlaube ich dir auch deinen Teller zu benutzen.“ Er wandte sich einem der anderen zu mit denen ich hierher gekommen war. Er schmiss seinen Teller hinunter und forderte ihn dann auf alles zu essen. Ich wandte mich meinem Teller zu und war mir zum ersten Mal bewusst, das mich meine Kraft vor vielem schützen konnte. Zwar hatte ich mich selbst erniedrigt, als ich das sagte was er hören wollte, doch es war leichter, sich selbst als Dreck zu bezeichnen als das Essen vom Boden essen zu müssen.

Anschließend wurden wir in unsere Zellen geführt und ich traf nun den Mann, mit dem ich in den nächsten paar Jahren zusammen würde leben müssen. Er war etwas größer als ich, hatte blonde Haare und war wohl an die vierzig Jahre alt. Wie schon vor dem Essen begann man nun sich die Geschichten zu erzählen, wegen denen man hier gelandet war. Ich hörte nur mit halben Ohr zu, bis man mich rief:

„Hey! Hey, Maschikind, weswegen bist du denn eingesperrt worden? Mit wem hast du es denn getrieben?“ Der Sprecher lachte gehässig auf. Ich schwang mich aus meinem Bett und trat an die Gitter.

„Nun ja da waren diese drei Typen, die sahen ja gar nicht so schlecht aus. Mit denen war ich im Wald. Nun ja, dann meinten sie, sie könnten mich grob behandeln, aber das hat mir nicht so gut gefallen. Deswegen hab ich sie mit meiner Macht verbrannt und ihnen die Augen geröstet während sie noch immer lebten. Dann hab ich sie im Wald verscharrt und einen Fluch über sie

gesprochen, so dass sie wieder und wieder das Gefühl haben zu verbrennen und dann wiederbelebt werden, Und in alle Ewigkeit verbrennen sie sechs Fuß unter der Erde.“

Stille! Beeindruckt hatte ich sie auf jeden Fall. Nun würde ich dafür sorgen, dass das auch so blieb. Ich wartete noch eine Weile dann sagte ich:

„Noch Fragen? Ach ja der nächste, der mir nicht ganz korrekt kommt, den werde ich ertränken. Denn ich habe festgestellt, dass man zum ertrinken mehr Zeit benötigt und die Seelischen Qualen viel Größer sind als die des Verbrennens.“ Damit legte ich mich wieder aufs Bett. Und musste schon fast anfangen zu lachen als ich hörte wie in jeder Zelle geflüstert wurde.

„Wie viel davon ist eigentlich wahr?“ mein Zellenmitbewohner sprach mich an. nicht geflüstert aber leise genug , um nicht von den anderen gehört zu werden. Ich sah ihn an und wusste ohne Gedankenlesen, dass er keine Angst vor mir hatte.

„Nun ja die Jungen gab es wirklich. Aber ich hab mich nicht freiwillig mit ihnen im Wald getroffen. Das mit dem Verbrennen stimmt ebenfalls. Aber es war keine Absicht, ich konnte meine Macht noch nicht beherrschen und dann wollte sie mich verteidigen und hat die Jungen getötet. Man konnte mir nie etwas nachweisen, deswegen bin ich erst jetzt hierher gekommen.“

Ich scheute mich nicht ihm das zu sagen. Im Moment war mir das egal. Ihm anscheinend nicht: „Das solltest du niemandem sagen. Das ist ein Geheimnis das man am besten Bewahrt. Diese Geschichte wird sich schnell herum sprechen und man wird dich zumindest nicht auf diese Art belästigen. Doch hier im Gefängnis kann man schnell verschwinden.“ Ich sah ihn an. Er schien sich ernsthafte Sorgen zu machen. Nun ja, die Ausnahme bestätigt die Regel. Es musste auch ein zwei gute wesen, dieses neuen Volkes geben.

Ein neuer Tag begann. Ein Tag, der wie jeder andere werden sollte:

Man stand auf ging zum Essen, wurde in den Steinbruch geschickt oder musste das Gefängnis putzen oder noch andere Arbeiten erledigen, die nicht sonderlich schön waren. Nach dem Mittagessen, das nur die Wärter hatten, wurde getauscht. Danach wurde man durch einen Fluss getrieben, der mit Gittern abgesperrt war, um sich sozusagen ein bisschen zu waschen und dann wurde gegessen. Hatte man in den ersten Tagen danach noch geredet, waren später alle froh wenn sie endlich schlafen konnten.

Auch ich war froh, wenn die Nacht kam. Da ich nicht schlafen musste, meditierte ich und fand dort nach langem Üben endlich die Ruhe die ich so lange gesucht hatte. Ich fühlte mich mit den Dingen verbunden. Ich konnte die Kühle des Steines Spüren und auch seine Standhaftigkeit. Ich musste so sein wie die Steine die wir täglich abbauten.

Obwohl ich es niemals geglaubt hätte, war auch ich froh, wenn es Essen gab. Und das nicht nur, weil wir dann nicht arbeiten mussten, sondern weil man mindestens einmal am Tag zusammengeschlagen wurde. Wenn nicht von den Wärtern, dann von den Gefangenen. Es brauchte für diese Schlägereien keine Gründe. Man schlug sich einfach immer dann wenn es möglich war.

Auch ich blieb nicht davor geschützt, obgleich meine Geschichte am ersten Abend die Leute davon abhielt mich missbrauchen zu wollen. Dieser kleine Vorteil bedeutete mir sehr viel. Denn noch immer musste ich an jene Nacht denken, als Rusty schon tot gewesen und Helen schwanger gewesen war. Als ich zum ersten Mal jenen Mann gesehen hatte dessen Name mir nicht mehr aus dem Kopf gehen wollte: Legolas! Ich vermisste ihn, doch ich klammerte mich an die Frage die mir die Schicksalsfrau mit ja beantwortet hatte. Würde ich ihm in der Realität wieder begegnen? Diese Frage ließ mich weitermachen, sie war es die mir die Kraft gab, die Ansprüche der Wärter zu erfüllen. Und wann immer ich das Gefühl hatte keinen Weg mehr zusehen, träumte ich von jenen Wochen, die ich in einer Nacht erlebt hatte. Ich dachte an die letzten Worte, die er mir gesagt hatte bevor ich aufwachte: „*Unser Volk braucht dich mehr als dir bewusst ist. Du darfst nicht aufgeben!*“ ich hatte ihm versprochen weiterzumachen. Und diesen Schwur würde ich nun halten, egal wie viel Kraft es erfordern würde.

Denn nach vielen Jahren, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, gab es endlich Licht am Horizont. Zwei Tage fehlten mir noch. Nur noch zwei Tagen bevor man mich entließ. Ich

konnte es nicht glauben, doch die Striche an der Wand bestätigten meine Rechnungen immer wieder: 7298 an jedem Abend hatte ich einen Strich gemacht und nun würde es bald so weit sein.

Doch noch jemandem war aufgefallen, dass ich nicht mehr lange bleiben würde und so wurden die letzten beiden Tage zu den schlimmsten während der ganzen Gefangenschaft. Doch jetzt konnte mich nichts mehr stoppen. Ich würde freikommen und egal was sie jetzt taten, um mich hier zulassen, mussten sie mich töten und das wagten die Wärter dann doch nicht. Denn sie kannten das Gefängnis ja gut genug.

Endlich! Der Tag meiner Freilassung. Am Morgen wurden die Gefangenen nicht zum Essen geführt wie sonst. Ein Wärter kam seine Schritte hallten in der großen Halle. Alle Gefangenen stellten sich an die Gitter ihrer Zellen, um auch ja nichts zu verpassen. Ich sagte meinem Zellenmitbewohner, der Zehnte den ich hatte, Lebewohl und verließ die Zelle dann mit erhobenem Haupt.

Ich ging durch die Halle, in der die Gefangenen nun anfangen zu schreien und zu jubeln. Ich war nicht unbedingt beliebt gewesen, doch ich sollte die erste sein die dieses Gefängnis verließ und dabei nicht getragen wurde. Ich ging über den Hof und stellte zum ersten Mal fest, dass man von hier aus die Sonne sehen konnte. Vor dem Tor wartete die Kutsche, die mich hierher gebracht hatte, sowie der Gefängnisdirektor.

„Wir werden für dich eine Zelle freihalten.“ Sagte er im gehässigsten Tonfall den er hatte. Doch ich wusste nur zu gut, wie zornig er war. Auch ohne seine Gedanken zu lesen! Ich grinste ihn an und erwiderte keck:

„Ja aber diesmal bitte mit Aussicht!“ dann ging ich an ihm vorbei und betrat die Kutsche. Eine holprige Fahrt auf der ich spürte wie das Leben in mich zurückkehrte. Ich hatte überlebt, doch nun würde ich wieder anfangen zu leben. Wo? Das war mir egal, solange es nicht so schlimm war wie das Gefängnis!

Das sollte es nicht werden. Denn nun brachte mich das Schicksal an einen Ort den ich schon seit vielen Jahren vermisste und von dem ich nicht gedacht hatte ihn wieder zusehen. Das Anwesen meiner Eltern!

Das eigentlich mir gehört hatte, von meiner Tante aber verschachert werden musste, da sie kein Geld mehr hatte. Nun hielt die Kutsche dort an und ich stieg sprachlos aus. Ich stand ein paar Minuten da und starrte das Anwesen an.

Dann hörte ich ein leises Hüsteln und wurde mir bewusst, dass links vor mir ein Mann stand. Ich sah ihn an. er war kleiner als ich, hatte bereits graue Haare, aber wache Augen.

„Ich habe dich von deiner Tante gekauft, als sie mal wieder kein Geld hatte. Ich denke, dass du ein intelligentes Mädchen bist, weshalb wir uns sicher darauf einigen können, dass du deine Arbeiten erledigst und ich dich gerecht behandle. Mein Diener Reggandus wird dich in der ersten Zeit ein wenig beobachten. Doch wenn du dich gut benimmst erlaube ich dir vielleicht einmal mit in die Stadt zugehen.“ Er hatte eine leise Pipsstimme, was ihn jedoch nicht zu stören schien. Im Gegenteil! Er rümpfte die Nase und meinte dann:

„Vielleicht solltest du dich erst einmal waschen, bevor du an die Arbeit gehst.“ Damit drehte er sich um und ließ mich stehen. Ich überlegte und fand sein Angebot eigentlich gar nicht so schlecht. Ich ging zum Bach um mich zu waschen, beschloss dann jedoch gleich mit meiner Kleidung zu baden, da die es ebenso nötig hatte wie ich. Ob man es glaubte oder nicht aber sie hatte all die Jahre gehalten. Natürlich waren mittlerweile Löcher darin und sie war dünn und staubig, aber es war meine Kleidung. Und so wusch ich sie gleich mit.

Anschließend ging ich ins Haus und durch alle Zimmer, um sie mir anzusehen. Sie hatten sich kaum verändert, doch als ich in die Küche kam, merkte ich sofort den Unterschied. Hatte früher ich kochen müssen, so schien mein neuer Herr eine eigene Köchin zu haben. Das störte mich nicht den es würde mir ein wenig Zeit sparen. In den Zimmern fiel mir sofort auf das sie geputzt werden mussten. Ich seufzte und lief erneut zum Bach. Zwar war der See dem Haus näher, aber fließendes Wasser ist sauberer.

Währenddessen dachte ich nach: nach dem Gefängnis würde ich wohl erst einmal meine Rolle als Sklavin akzeptieren. Ich hätte niemals geglaubt, dass ich so etwas überleben könnte. Und nun würde ich mich erholen, danach würde ich noch genug Zeit haben, die Welt für die ich vor 20 Jahren gestorben war, erneut kennen zu lernen. Ich erreichte den Bach und füllte den Eimer mit Wasser.

Eigentlich schien mein neuer *Herr und Gebieter* nicht auf den Kopf gefallen zu sein. Meine Tante hatte mich geschlagen um mir zu zeigen, dass sie über mir stand. Doch da er nichts von meiner überschnellen Regeneration wusste, dachte er, dass ich unverletzt besser arbeiten könnte. Nun ja ich hatte es nicht so eilig das zu gestehen und gegen die Tatsache nicht geschlagen zu werden, hatte ich auch nichts einzuwenden. So verging der Tag ohne, dass ich noch recht nachdachte, sondern einfach das tat, was ich früher getan hatte.

Als die Sonne unterging, betrat ich ohne nachzudenken meinen Keller. Nur mittlerweile gab es da ein Problem! Hatte meine Tante den Weinkeller zum Verlies umfunktioniert, so hatte er nun seine ursprüngliche Aufgabe wieder zu erfüllen. Der ganze Keller war mit Fässern voll gestopft und ich stellte mir die Frage, wie viele Männer man damit wohl unter den Tisch trinken konnte! Ich drehte mich um den meine Fähigkeiten sagten mir das da jemand stand. Es war scheinbar der Diener Reggandus. Er gab mir wortlos ein Zeichen ihm zu folgen. Er führte mich zu einem der Zimmer in dem die Gäste meiner Eltern hätten schlafen können. Es war das kleinste dieser Zimmer und die ganzen Möbel hatte man rausgeworfen. Zurückgeblieben waren eine Decke und eine Kerze. Ich betrat das Zimmer und Reggandus schloss die Tür. Ich setzte mich auf die Decke und dachte nach.

Henry- Ich hatte keine Ahnung was aus ihm geworden war.

Rusty- Er hatte gewusst was passieren würde, wenn er jenes Zeug nahm, das ihn auch getötet hatte.

Helen- Sie hatte ihr Leben beendet aus Angst um ihr Kind, das ich andernfalls nicht angenommen hätte.

Tam- Er war tot!

Meine Fähigkeiten hatten es mir gezeigt. Jede Nacht hatte ich meditiert. Versucht die Dinge zu fühlen, nicht zu sehen. Nie hatte ich ihn gefunden. Meine Tante hatte ich gespürt bis sie starb, ebenso sämtliche anderen, die sich Menschen nannten es aber nicht waren. Lange hatte ich es nicht glauben wollen, doch als ich so mächtig geworden war, dass ich ohne viel Konzentration Dinge bewegen konnte, musste ich es glauben. Vielleicht war es besser, dass Tam tot war, denn so musste er nicht in dieser Welt aufwachsen, die verlernt hatte zu lieben. Er würde nur jene Wochen mit mir in Erinnerung haben und nicht die Grausamkeit dieser Welt. Eine Weile dachte ich an jene Zeiten, in denen ich vergessen hatte was ich war.

Doch was war ich eigentlich?

War ich das geliebte Kind standhafter Eltern? Die Sklavin der eigenen Verwandtschaft? Die Närrin, die ein Kind in die Obhut eines Fremden gibt? Die Freundin eines Säufers und einer Hure? Eine Mörderin? Eine Gefangene?

Ich hatte keine Zukunft! Ich würde niemals etwas anderes sein als eine Fremde. Jemand, der nicht geliebt wurde und der verachtet und gefürchtet wurde, da ich Fähigkeiten hatte die sie niemals erreichen könnten. Ich hatte alles verloren was ich gehabt hatte. Im Gefängnis hatte man nicht die Möglichkeit nachzudenken, da die Eisenstäbe ebenso die Gedanken, wie den Körper einzusperren schienen. Doch jetzt wurde mir bewusst, dass ich nichts richtig gemacht hatte! Keine meiner Entscheidungen hatte etwas Gutes bewirkt.

Stopp! Ich war dabei den Weg zu gehen, den vor mir schon mein Volk, Rusty und Helen gewählt hatten. Doch andererseits was spielte es für eine Rolle? Was gab es denn noch in meinem Leben als die Arbeit des morgigen Tages? Ich sah aus dem Fenster, wo die Sonne rot unterging und sie sich im Wasser des Sees spiegelte. Doch konnten ihre letzten Strahlen mir keine Wärme spenden.

Sie saß auf derselben Bank. Vor ihr war derselbe Teppich doch war er länger als zuvor. Auch die Türen waren da, auch wenn es jetzt sehr viel mehr waren. Ich setzte mich auf den Stuhl der neben ihr stand und musterte schweigend den Teppich.

„Ich hatte gehofft, dich nicht so früh zu mir holen zu müssen. Ich habe mich wohl geirrt.“ Sie schien traurig zu sein. Doch wie schon das letzte Mal sah sie mich nicht an.

„Es gibt in dieser Welt keinen Platz mehr für mich! Es gibt dort nichts mehr für mich zu tun! Wie lange soll ich all das noch aushalten? Wieso kann ich nicht sterben wie Rusty und Helen?“ Ich stand abrupt auf. Ich wollte endlich sterben, sodass ich vergessen konnte, was für Fehler ich gemacht hatte. Warum musste sie mich davon abhalten? Auch jetzt sah sie nicht auf während sie sagte:

„Du bist noch nicht soweit! Es gibt noch etwas, das du lernen musst, bevor du deine Welt verlassen kannst. Du musst weiter machen. Ich werde dir den Grund nicht nennen, so wie du es einst wolltest, doch hängt von dir mehr ab als du dir vorstellen kannst.“

Ich saß wieder in meinem neuen Zimmer. Diesmal hatte sie mich nicht freiwillig gehen lassen. Ich wünschte ich hätte noch bleiben können um ihr noch ein paar Dinge an den Kopf werfen zu können!

Eines war klar sie hatte noch etwas vor mit mir und würde mich wohl nicht so einfach gehen lassen. Doch was hatte sie gemeint, als sie sagte ich müsse noch etwas lernen bevor ich meine Welt verlassen könnte? Wieso musste man etwas lernen wenn man danach sowieso starb? Oder hatte sie damit gar nicht gemeint, dass ich sterben würde? Hatte sie mir sagen wollen, dass ich meine Welt auf jenem Weg verlassen würde, auf dem die Menschen gekommen waren? Und was meinte sie, als sie sagte, dass von mir mehr abhinge als ich denken würde? Wieder einmal hatte sie mir mehr Rätsel als Antworten gegeben. Doch eines hatte ich erfahren, auch wenn ich noch nicht wusste was es mir nützen könnte, dieses Wissen zu haben: Das Schicksal kann nicht eindeutig vorhergesagt werden. Falls es so etwas überhaupt gab! Wir entscheiden selbst welchen Weg wir gehen. Noch hatte das keine Bedeutung für mich, doch eines Tages würde ich mich daran erinnern.

Mein Besitzer war jedenfalls sichtlich erstaunt als ich am nächsten Tag ganz von alleine aufstand und mit meiner Arbeit begann. Doch noch viel mehr erstaunt war er als ich das auch an sämtlichen anderen Tagen tat, an denen ich ihm gehörte. Mir war das egal. Ich war Zuhause!

Ich hatte zwar nicht wirklich das Gefühl in diese Welt zu passen, doch ich war zuhause! Ich kannte nun das Gefängnis und ich hatte keine Lust wieder dorthin zukommen. Ich machte meine Arbeit, wurde nicht geschlagen, konnte nachts meinen Gedanken in einem warmen Zimmer nachhängen, statt in einem feuchten Keller und er hielt sein Versprechen mich bei gutem Benehmen mit in die Stadt zu nehmen.

Es war ein Sommertag. Wir fuhren bei Sonnenaufgang los. Mit mir meine ich Reggandus, die dicke Köchin und mich selbst. Als wir die Stadt erreichten schärfte die beiden mir ein, zu Mittag wieder bei der Kutsche zu sein.

„Sonst kannst du gleich den Weg zum Gefängnis einschlagen!“ meinte die Köchin boshaft. Während Reggandus und sein/mein Herr mich in Ruhe ließen und meine Gegenwart mieden, ließ die Köchin keine Gelegenheit aus mich zu beleidigen und auf mich herabzublicken. Doch ich beachtete sie nicht, sondern sprang von der Kutsche und lenkte meine Schritte durch die Gassen. Ich wusste weshalb ich hierher gekommen war. Ich kam auf den Platz wo sie sich befunden hatte. Doch hier war sie nicht mehr. Dort stand ein großes Gebäude, das nicht sonderlich alt aussah. Vielleicht vier oder fünf Jahre. Sie hatten sie zerstört! Sie hatten nichts von ihr übrig gelassen. Ich hielt einen vorbeilaufenden Jungen an, den ich nach ihr fragte.

„Die haben sie abgefackelt. Zusammen mit den ollen Büchern! Das war ein riesiges Feuer.“ Er grinste und rannte weiter. Ich starrte auf jenes Gebäude, das nun dort stand, wo einst die große Bibliothek meines Volkes gewesen war. Zwar kannte ich sämtliche Bücher auswendig, doch es

war etwas anderes sie zu Lesen, als sich nur daran zu erinnern, was darin gestanden hatte. Ich überlegte was ich tun sollte.

Hier in der Stadt gab es niemanden, den ich kannte und es gab nichts was ich hier zu tun gedachte. Ich verließ die Stadt und ging in Richtung *meines* Anwesens. Nach kurzer Zeit fiel mir ein was ich tun könnte. Ich hoffte, dass er noch existierte. Ich erinnerte mich an das was Helen einst gesagt hatte:

„Eigentlich kann man ihn gar nicht als Tempel bezeichnen, da niemand dort vergöttert wurde. Doch fiel den Menschen keine bessere Übersetzungsmöglichkeit ein. Sie waren schon immer seltsam, diese Menschen, wenn du verstehst was ich meine!“ Nun ja! Verstanden hatte ich es nicht! Aber so wichtig war es ja auch nicht. Nun stand ich wieder vor ihm. Es war schwer gewesen durch den Wald zu gelangen. Einst war dort ein Pfad gewesen, doch den hatte der Wald verschluckt.

Doch vier Meter vor den Mauern hatte der Wald abrupt aufgehört. Als wäre dort eine unsichtbare Mauer. Genau genommen war da auch eine! Früher hatte ich sie nie bemerkt, aber jetzt, da ich meine Macht beherrschen konnte, fühlte ich auch die Anwesenheit der Macht, die den Tempel umgab. Doch da war auch noch eine andere Macht! Sie befand sich im Tempel doch sie war nicht wie der Tempel. Jede Macht hatte ihr eigenes Muster! Diese macht war dunkel bedrückend, als wolle sie jedes Licht ersticken. Vorsichtig betrat ich den Tempel. Ich sah die riesigen Säulen, die das gewaltige Kuppeldach trugen, die Bilder an den Wänden, welche die Lebensweise meines Volkes zeigten und die Statuen, welche die einzigen Waffen auf meinem Planeten in ihren steinernen Händen trugen. Langsam ging ich zur größten dieser Statuen, von woher diese fremde Macht gekommen war.

Dort stand eine Gestalt sie hatte einen Kapuzenmantel, der entgegen meiner Erwartungen nicht schwarz sondern rot war. Es war kein durchdringendes rot, so wie Purpur, aber es war auch kein rosa. Die Gestalt drehte sich um und nahm die Kapuze ab. Es war ein Mann. Ein Maschi um genau zu sein. Er hatte Schulterlange braune Haare. Ein weiches Gesicht und wache Augen. Doch was mich am meisten an ihm störte, war seine Erscheinung.

Von Helen und mir wusste ich das unsere Haut blass war und einen bleichen Schimmer. Doch dieser Mann schien nicht wirklich da zu sein. Denn als ich ihn genauer betrachtete, konnte ich durch ihn hindurch sehen! Und als ich seine Gedanken lesen wollte, stieß ich nur auf ein leeres Loch, eine Schwärze die nicht wirklich schwarz war. Das kann man nicht beschreiben! Er war genau genommen nicht da! Und dennoch spürte ich seine Macht und sah wie er sich bewegte. Seine Stimme war leise und sanft als er sagte:

„Ich kann mir vorstellen, dass du nun sehr verwirrt bist, Nehallania. Doch fürchte dich nicht. Ich habe einen weg zurück aus dem Tod gefunden, um dir beizubringen, wie du mit deiner Macht die Maschi zurückholen kannst, so dass dieser Planet wieder uns gehört. Denn du besitzt die Macht deine Eltern und deine Freundin Helen und all die anderen zurück ins Leben zu rufen.“ Ich starrte ihn an. das ging mir ein wenig zu schnell. Er war aus dem Tod hierher gekommen? Warum hatte er die anderen nicht gleich mitgebracht? Diese Frage stellte ich ihm auch.

Er trat einen Schritt auf mich zu und lachte leise. Wäre ich ein Mensch gewesen, hätte ich nun von einem kalten Schauer auf meinem Rücken berichten können, aber ich war eine Maschi.

„Ich besitze nicht die Macht, die durch dich fließt! Doch du hast sie. Doch nun solltest du gehen, dein Besitzer wartet auf dich und da du etwas länger brauchen wirst um alles zu lernen sollten wir ihn vorerst nicht verärgern. Wenn du Zeit hast komm hierher! Ich werde hier auf dich warten.“ Ich verstand die Welt nicht mehr. Seine Gestalt verblasste und ich war allein.

Verwirrt ging ich zurück zum Wagen, wo die Köchin und Reggandus bereits warteten. Ich achtete nicht auf die gehässigen Bemerkungen, welche erstere von sich gab. Sondern dachte nach. Am Abend war ich zu einem Entschluss gekommen: Ich würde mich mit ihm treffen und alles lernen was er mir beibringen konnte. Dann würde ich entscheiden, wie ich weitermachen würde. Was konnte es schaden, diese Dinge zu lernen?

Ich wartete, bis alle schliefen, dann ging ich in den Stall und sattelte ein Pferd. Als ich gerade aufsteigen wollte, fiel mir ein, dass ich noch nie ein Pferd gesattelt, geschweige denn geritten hatte! Dennoch hatten meine Finger alles wie von selbst gemacht. Ich dachte an sämtliche Träume die ich jemals gehabt hatte: Sie war stets voller Leid gewesen und ich hatte in ihnen Dinge getan die ich vorher nie getan hatte. So war ich auch geritten! Ich runzelte die Stirn, ging zu einer Stelle im Stall und machte einen Handstand.

Es war seltsam die Welt falsch herum zusehen, doch ich zitterte nicht, sondern stand absolut gerade. Ich verlagerte mein Gewicht auf eine Hand und hob die andere vom Boden. Dann machte ich einen Überschlag und kam wieder auf beiden Beinen auf. Ich hatte so etwas noch nie gemacht und dennoch hatte ich nicht nachdenken müssen. Ich hatte es einfach getan. Ich ging zum Pferd und schwang mich einfach darauf.

Eigentlich war es doch ganz nützlich das zu können, was ich in meinen Träumen gelernt hatte. Doch es war nicht das erste Mal, dass ich manche Dinge konnte ohne sie gelernt zu haben! Es hatte nie jemanden gegeben, der mir beigebracht hatte wie man liest. Dennoch hatte ich die gesamte Bibliothek auswendig lernen können.

Das war verrückt und langsam bekam ich Angst vor meinen Fähigkeiten. Ich schüttelte den Kopf, als wie wenn ich diesen Gedanken dadurch vertreiben könnte und flüsterte dem Pferd zu: „Noro lim“ Wieder hatte ich Wissen angewandt das ich selbst nie erworben hatte. Es würde wohl noch dauern bevor ich damit zurechtkommen würde. Nach einer Weile ließ ich die Zügel los und steuerte das Pferd nur mit dem Druck meiner Schenkel. So gelangte ich zum Tempel wo ich leichtfüßig vom Pferd sprang.

Er hatte bereits auf mich gewartet. Er stand an derselben Stelle doch sah er mich diesmal gleich an. Ich trat auf ihn zu. Er lächelte. Ein Lächeln ohne Wärme, ohne Freude.

„Du hast dich also entschlossen von mir zu lernen. Das ist gut. Dann werden wir beide unser Volk zurückholen und ihm wieder die Herrschaft über seinen Planeten geben. Über die Nächte, die auf jene folgten kann man nur sagen, dass kein Mensch jemals begreifen könnte, was wir taten und besprachen. wahrlich er lehrte mich Dinge die ich mir niemals selbst beibringen hätte können. Er zeigte mir wie ich meine Macht besser und schneller beherrschen konnte. Aber er lehrte mich auch vieles, das ich niemals hätte lernen wollen.“

Es fiel mir nicht auf, oder vielleicht wollte ich auch nicht, dass es mir auffiel. Er war der einzige nach Helen und Rusty der sich um mich kümmerte. Er war immer da und hörte mir zu, und so wollte ich nicht bemerke, wie er mir immer mehr klar zu machen versuchte, dass ich dieses Volk, das aus meinem Volk und den Menschen entstanden war, vernichten sollte, um den Maschi wieder an die Macht zu helfen. Aber war es das was er eigentlich wollte? Ich spürte, wie ich mich veränderte, wie ich immer mehr gegen meine Rolle als Sklavin aufbegehrte.

„Irgendetwas bedroht unser Land! Wir müssen herausfinden, was! Wir haben den Krieg gewonnen, doch nun werden wir von etwas anderem bedroht. Elwen, Legolas! Ihr kennt die Wildnis und alle Länder dahinter am besten. Viele Schlachten konnten wir nur durch eure Kenntnis gewinnen. Ich wünsche das ihr die Bedrohung findet.“

„Was denkst du?“ Ich sah ihm in die Augen. Sie blickten sorgenvoll in die meinen. Ich seufzte. Ich hätte wissen müssen, dass er diese Frage stellte.

„Ich weiß es nicht. Das ist es was ich denke. Dass ich keine Ahnung habe. Und das gefällt mir nicht.“ Er wusste was ich damit ausdrücken wollte.

„Du denkst das die Veränderung an uns liegt und nicht an unserer Umwelt. Das diese Veränderung aber durch etwas anderes ausgelöst wurde. Stellt sich nur noch die Frage, durch was und wie viel Zeit wir noch haben.“

„Das was kann ich dir nicht beantworten. Aber ich bin dafür das wir diese Veränderung so schnell wie Möglich wieder rückgängig machen.“ Er nickte. Er hatte das gleiche gedacht. Wie immer!

Ich saß kerzengerade auf der Decke in meinem Zimmer. Wieder hatte ich von im geträumt. Ich dachte nach. Den letzten solchen Traum hatte ich gehabt, kurz bevor ich gefangen genommen wurde. Vor mehr als 20 Jahren. Er hatte mir die Kraft gegeben weiter zu machen. Der erste Traum hatte dies auch bewirkt, doch hatte er auch dazu geführt das ich mir selbst vertraut hatte.

Beide hatte ich gehabt, als ich den Weg beinahe verloren hätte. Nun hatte ich einen neuen Traum gehabt. Es hatte sich um eine Veränderung gehandelt, die alle verhindern wollten. Ich sah aus dem Fenster. Was hatte sich seit dem letzten Traum verändert? Natürlich, ich war keine Gefangene mehr, aber das konnte es nicht sein. Mein neuer Besitzer? Nein, der war in Ordnung.

Dann fiel es mir ein! Mein Lehrer, der mir nie gesagt hatte wie er hieß. Er war eine Veränderung. Ich entsann mich der Bücher die ich gelesen hatte, ich rief mir alle Katastrophen in Erinnerung. Und wurde fündig.

Ethaerin war ein Gelehrter. Er wollte in seinem Leben alles lernen, was es zu lernen gab. Doch irgendwann kannte er alle Geheimnisse unseres Planeten. Er machte sich auf den Weg um auf anderen Planeten mehr Wissen zu erlangen. Nach vielen Jahren kehrte er zurück, doch er war verwandelt. Er hatte auf seiner Reise nicht nur nützliches erfahren, sondern auch das Böse kennen gelernt. Nun war er zurückgekommen um diese Welt zu beherrschen.

Unser Volk erkannte diesen Wandel, und wollte Ethaerin hindern. Aber er war zu mächtig geworden. Mein Volk erkannte das sie ihre Macht an einige wenige geben mussten, die somit in der Lage wären, Ethaerin aufzuhalten. Doch die einzige Möglichkeit seine Macht weiterzugeben, bestand darin zu sterben. So nahmen die Jüngeren die Erinnerungen der Alten, die danach den Tod wählten. Ethaerin wurde in eine riesige Halle gelockt, wo er getötet wurde. Doch sein Geist wollte nicht gehen. Und so legten die Maschi einen Sperrgürtel um die Halle, so dass Ethaerins Geist dort gefangen war. Danach schrieben die übrigen Maschi die Erfahrungen und Erlebnisse auf. Sie sammelten die Bücher...

...und gründeten dadurch die Bibliothek. Ich stand auf. Wenn mein Lehrer Ethaerin war sollte ich es herausfinden und dem ein Ende setzten. Ich wusste nun, was sich verändert hatte. Und das musste ich rückgängig machen. Ich stand auf sattelte wie gewohnt das Pferd und ritt zum Tempel. Doch diesmal band ich es nicht an, sondern ließ es im Dickicht stehen ich betrat den Tempel, wo er bereits auf mich wartete.

„Heute Nacht ist es so weit, meine Schülerin. Wir werden unser Volk zurückholen und das tun was getan werden muss. Als erstes müssen wir den Tempel von seiner Macht entbinden.“ Ich sah ihn wortlos an und er hielt inne. Ich spürte wie er versuchte in meine Gedanken vorzudringen, um herauszufinden, was ich dachte. Doch das erlaubte ich ihm nicht.

„Du hast versucht unser Volk zu versklaven, Ethaerin.“ Ich sagte es leise, doch bewusst und mit einer inneren Stärke, die ihn zurückweichen ließ. „Du wolltest mich dafür einsetzen, dass es dir nun ganz gelingt. Aber das kann ich nicht zulassen. Ich werde nicht wiederkehren und ich werde dich vergessen.“

Seine Züge verzerrten sich vor lauter Hass, als er bemerkte, dass sein Plan fehlgeschlagen war. Ich drehte mich um und wollte den Tempel verlassen. Er lachte höhnisch, als er antwortete:

„Glaubst du wirklich, dass ich dich jemals gehen lasse? Dass ich dich fliehen lasse? Wenn du, dass glaubst dann liegst du falsch! Ich werde immer ein Teil von dir bleiben. Du wirst mich niemals vergessen.“ Ich sah ihn über die Schulter an und fühlte die Ruhe, die mich sonst nur

während der Meditation durchströmte. Ich hatte keine Angst mehr, nicht vor ihm, nicht vor der Zukunft. Ich liebte Legolas. Und der Weg zu ihm ließ keinen Platz für Leute wie Ethaerin.

„Nein, vermutlich werde ich das nicht! Aber ich habe begriffen welcher Weg, der ist, den ich gehen *will* und der nicht, der ist, den du *willst*, dass ich ihn gehe. Ich treffe meine eigene Wahl! Und auf diesem Weg kannst du mir nicht folgen.“ Ich hörte seine Einwürfe, sein Flehen, ich möge ihm zuhören, seine Drohungen, doch er war das Böse und ich war durch Liebe an das Gute gebunden.

Ich stieg auf das Pferd und sagte dem Tempel Lebewohl. Ich ritt durch die Nacht und fühlte noch immer jene Ruhe. Ich hatte meine Angst besiegt. Ich hatte keine Angst mehr, vor dem was morgen kommen würde. Ich hatte mich und ich würde nicht aufgeben. Ich dachte an die Schicksalsfrau, die mir gesagt hatte ich müsse noch etwas lernen, bevor ich meine Welt verlassen könnte. Ich wusste nicht was dann geschehen würde, oder wann es soweit sein würde, aber es würde einmal anders sein.

Und das gab mir die Hoffnung, weiter zu machen. Es gab mir Hoffnung durch viele Jahre hindurch. Es gab mir Hoffnung, als mein bisheriger Besitzer starb und sein Neffe mein Herr wurde, der mich schlug und wie den letzten Dreck behandelte. Es gab mir Kraft für 46 Jahre weiterem Dasein als Sklavin.

Ich war nun 82 Jahre alt und sah noch immer aus als wäre ich 18. Bei einem Menschen hätte man sich wohl ernsthafte Gedanken über sein Testament gemacht, bei einer Maschi war es völlig normal, erst jetzt zu heiraten, und bei den Kindern unserer beiden Völker, war es ein hohes aber immer noch recht ansehnliches Alter. In der Regel wurden sie so an die 110 Jahre alt. Obwohl meine Besitzer sich schneller abwechselten, was nicht unbedingt an mir lag. Zumindest nicht Aktiv.

Ich mochte meinen neuen Besitzer nicht! Und das lag nicht nur an der Art und Weise, wie er mich behandelte, sondern auch an seiner maßlosen Verschwendungssucht. Er warf das Geld fast schon Wort wörtlich zum Fenster hinaus. Er kaufte sich einfach alles, nur um es zu haben.

So auch an diesem Tag. Es war Frühling und es versprach ein schöner Tag zu werden, zumindest wenn man damit das Wetter meinte. Für mich persönlich würde es wohl mal wieder der reinste Horror werden, denn mein Besitzer, hatte sich zur Abwechslung mal wieder dafür entschieden in die Stadt zu fahren.

Ich seufzte und wandte mich vom Fenster ab, da ich sah, dass die Kutsche gerade vorfuhr. Auf dem Hinweg zur Stadt konnte ich noch auf dem Wagen sitzen, so das wir die Stadt innerhalb einer Stunde erreichten.

„Wage sie es nicht, von meiner Seite zu weichen!“ wurde ich ermahnt als sich dieser Verschwender auf den Markt begab. Ich schüttelte den Kopf. Sein hochmütiges Getue hatte ich jedenfalls satt. 3 Stunden später, mit dem Arm voller unnützer Sachen, und fünf Abladungen beim Wagen, wünschte ich mir nichts sehnlicher als von meinem Herrn befreit zu werden. Mein Wunsch wurde schneller und vor allem brutaler erfüllt, als ich es mir hätte vorstellen können.

Als erstes hörte man die Schreie, dann den Lärm, den keiner kannte und dann rannten sie alle. Absolute Panik brach aus, jeder wurde angesteckt und alle liefen weg. Bis auf mich. Ich wollte wissen was da geschah. Ich lief zu einer Hausmauer und drückte mich an sie um von der Menge nicht überrannt zu werden.

Der Lärm kam näher, jetzt konnte ich auch hören wie manche Schreie abrupt abbrachen. Neben mir war eine Nische. Ich drückte mich hinein, so dass man mich nicht sehen konnte. Langsam war es mir möglich auf das gegenüberliegende Ende des Marktplatzes zu sehen. Dort waren Gebilde aus Draht und einem anderen Material, das ich nicht kannte. Sie hielten unförmige, schwarze, 25-30 Zentimeter lange Dinge in ihren Händen, die diesen Lärm machten und aus deren vorderen Enden kleine Kügelchen flogen. Wann immer so ein Kügelchen auf jemanden traf durchschlug es den Körper und derjenige starb. Ich wollte schreien, doch irgendetwas in mir hielt mich davon ab.

Blitzschnell analysierte ich die Lage: Weglaufen? Hatte keinen Sinn, dafür waren sie bereits zu nah. Verteidigen? Wir hatten keine Waffen und sie hätten mich längst getötet, bevor ich auch nur 20 Schritte an sie herangekommen war. Blieb nur noch Verstecken und dann weglaufen. Aber wohin? Wo sollte ich hin? Wer immer sie waren, ich bezweifelte, dass sie nur unsere Stadt angreifen würden!

Unser Planet war zu klein um sich auf Dauer zu verstecken, was ich vor 67 Jahren festgestellt hatte. Ich erinnerte mich an die Worte der Schicksalsfrau: „Es gibt noch etwas, das du lernen musst, bevor du deine Welt verlassen kannst!“ Wenn sie mit verlassen meiner Welt nicht das Sterben gemeint hatte, so konnte sie nur von dem Weg reden, den die Menschen benutzt hatten, um auf unsere Welt zu kommen.

Und der existierte noch immer! Das Raumschiff!

Die Frage war nur, ob es repariert worden war und vor allem, wie ich es fliegen sollte! aber ein anderer Weg fiel mir nicht ein, während ich im Dunkeln meiner Nische saß und versuchte nicht auf die Schreie zu hören, die immer leiser und vor allem immer weniger wurden. Einige Minuten, nachdem ich sie nicht mehr sehen konnte, sprang ich aus meiner Nische und rannte über den Marktplatz, zu einer Seitengasse. Ich hetzte durch die Seitengassen und Straßen. Ich bog auf den Platz wo es stand, seit es gelandet war. Es war noch da!

Ich rannte darauf zu. Nur noch zwei Schritte trennten mich von der offen stehenden Rampe. Ich spürte wie mich zwei kleine runde Gegenstände trafen, die sich in mein Fleisch hineinbohrten. Ich spürte den Schmerz, der in meiner Brust und meinem Bauch explodierte. Ich fiel und schlug auf dem Boden auf. Die Angreifer liefen weiter. Kümmerten sich nicht länger um mich.

Doch ich war nicht mein Leben lang Sklavin gewesen, um mich jetzt einfach töten zu lassen. Ich kroch weiter. Ich konnte kaum noch sehen vor Schmerz. Doch ich zog mich mit den armen weiter. Irgendwann war ich am Armaturenbrett. Ich zog mich hoch und drückte auf einen Knopf...

...Ich wurde hin und her geschüttelt. Es gab einen Aufschlag...

...da war ein Gesicht. Ein Mann. Er sagte etwas. Ich versuchte etwas zu erwidern...

Licht! Alles war hell. Zuerst nahm ich an, ich wäre bei der Schicksalsfrau. Aber das war ich nicht. Ich lag auf einer art bett, das sehr hart war. Ich versuchte aufzustehen. Aber beim End des Bettes prallte ich zurück. Es war eine Art Glas, das mich auf diesem Bett festhielt. Ich sah durch das Glas. Dort befand sich ein seltsames Gerät. Es liefen seltsame Wellen darüber und es piepste.

Außer diesem Gerät und meinem Bett befand sich nichts im Zimmer. Es war quadratisch. Was die Quelle des Lichtes war, konnte ich nicht sagen. Die Wände waren weiß bestrichen und wurden nur von einer weißgrauen Tür unterbrochen. Sie öffnete sich. Ein Mensch kam herein. Er war weiß gekleidet und hielt etwas in der Hand das ich nicht erkennen konnte. Er trat auf mein Bett zu und automatisch kroch ich in ein Eck und begab mich in eine Art Abwehrhaltung. Er drückte auf einen Knopf und das seltsame Glas fuhr zurück. Er sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich versuchte seine Gedanken zu lesen. Doch sie waren in derselben Sprache. Er wiederholte seinen Satz noch einmal.

Langsam schüttelte ich den Kopf, um ihm klar zu machen, dass ich ihn nicht verstand, wobei ich ihn nicht aus den Augen ließ. Was immer er sagte, er schien es in anderen Sprachen zu wiederholen. Er wurde immer verzweifelter, da er keine Sprache fand, die ich zu verstehen schien. Zum ersten Mal bedauerte ich es von Rusty niemals seine Sprache gelernt zu haben, da dieser Mann es dadurch wohl einfacher gehabt hätte.

Nun fing er an zu gestikulieren, wobei er auf meinen Arm zeigte und dann seine Hand offen hinhielt. Ich wusste was er wollte, doch ich war mir nicht sicher ob ich es tun sollte. Ich kannte ihn nicht. Andererseits war ich wieder gesund und wieso hätte er mich gesund werden lassen

sollen, wenn er mir nun Schaden zufügen wollen würde? Er war ein Mensch und alles was ich über die wusste, war das mein Volk sie geliebt hatte und sie die Maschi!

Langsam streckte ich ihm meinen Arm entgegen. Er nahm ihn. Sanft. Um mir zu zeigen, dass er mir nicht wehtun will. Langsam hob er das Ding in seiner anderen Hand an meinen Arm. Nun erkannte ich was er dort hielt: Es war eine Zylindrische Form, in der sich eine klare Flüssigkeit befand. Daraus ragte eine längliche Nadel, die er mir vorsichtig in den Arm stach. Der drückte auf das hintere Ende des Zylinders, wodurch die Flüssigkeit in meinen Arm gedrückt wurde. Sofort gingen bei mir sämtliche Alarmglocken los. Was immer er mir da spritzte, mein Körper fand es nicht so gut.

Da mir auf die schnelle nichts Besseres einfiel, schlug ich ihm den Zylinder aus der Hand. Diesmal ging der richtige Alarm los! Die Tür öffnete sich erneut und mehrere Männer stürmten herein. Auf ihre Erscheinung achtete ich nicht weiter als mir auffiel was sie in ihren Händen trugen: es waren jene unförmigen Dinger, von deren Art auch die der Angreifer auf meine Welt gewesen waren. Danach dachte ich erst gar nicht nach. Ich verließ mich ganz auf meine Instinkte und die waren sich einig: Lauf!

Ich stieß den Arzt beiseite sprang mit den Händen voran vom Bett, machte einen Überschlag und rannte durch die Tür. Ich wandte mich, einer inneren Stimme folgend, nach links. Ich stieß die Tür am Ende des Ganges auf und sah dahinter eine Treppe liegen. darauf standen zwei Kreaturen. Der eine sah aus, als wäre er ein Krokodil, dem man beigebracht hatte zu laufen und dem man den Arm mit Stoff verbunden hatte. Der Zweite hatte drei Stielaugen, keine Ohren und trug so einen Kittel wie der Mann in dem Zimmer. Er sah mich leicht verwirrt an, so dass ich beschloss mich lieber aus dem Staub zu machen. Ich rannte an den beiden vorbei, die Treppe hinauf bis ich nicht mehr höher konnte und eine Tür erreichte. Ich stieß sie auf und rannte weiter.

Ich war auf einem Platz, auf dem seltsame Dinge standen. Ich rannte bis zum Rand und hielt dort an. Am liebsten hätte ich begonnen zu weinen. Meine Welt hatte nur drei Städte gehabt und einige wenige Anwesen, wie das meiner Familie. Sie war voller Pflanzen und Leben gewesen. Doch hier schien alles aus Stahl und Metall zu bestehen. Häuser, größer als Bäume und aus Stahl, erstreckten sich in den Himmel empor. Durch die Luft flogen jene seltsamen Dinger, die auch auf dem Platz standen, auf dem ich mich befand. In ihnen waren sowohl Menschen als auch andere Wesen, die ich noch nie gesehen hatte. Überall war nur Metall, nirgends eine Pflanze! Wenn das die Welt der Menschen war, so konnte ich nun verstehen, warum es für sie so leicht gewesen war, bei uns zu bleiben. Ich hörte wie sie die Tür aufstießen und auf mich zu rannten. Ich drehte mich um. Einer von ihnen sagte etwas. Um herauszufinden was es war, musste ich nicht einmal ihre Sprache beherrschen. Ich trat noch einen Schritt auf den Rand zu und sah sie an. Sie taten gar nichts.

Ich sah nach unten. Da kam man nur einmal unten an. Ich ließ mich nach hinten fallen. Ich war absolut ruhig. Ich fiel kopfüber, so dass ich es sah, als eines der Fortbewegungsmittel, nah genug an mir vorbei flog, um sich daran festzuhalten. Das tat ich auch. Mit einem Ruck, der mich beinahe wieder loslassen ließ, hing ich nun an diesem Ding. Der Besitzer flog vor lauter Schreck zum Boden, um bei einem Absturz wohl nicht zu weit zu fallen. Darauf hatte ich gehofft. Ich ließ mich Fallen und kam durch geschicktes abrollen mehr oder weniger sanft auf.

Alle starrten mich an. ich beschloss, dass es besser wäre, diesen Ort zu verlassen. Ich ging in eines der offenen Geschäfte am Rande der Gasse. Es schien eine Art Café zu sein. Nur das ich nicht davon ausging, dass es hier so etwas Harmloses wie Kaffee geben würde. Ich setzte mich an einen der leeren Tische. Am Nachbar Tisch saß ein Mann der nach seiner Kleidung und nach den beiden muskulösen Männern an seiner Seite sehr reich zu sein schien. Ich sah in sein Gedächtnis und holte mir alle sprachlichen Übungen heraus. Für euch Menschen gesagt: Ich lernte eure Sprache aus seinen Erinnerungen, wobei ich dafür sorgte, dass keine seiner Erinnerungen in meinem Kopf blieb.

So etwas ist äußerst praktisch. Vor allem wenn man in einer fremden Welt ist und keine Ahnung hat. Ich beobachtete alle Anwesenden. Besonders die Menschen. Ich verglich die Gemeinsamkeiten um, auf ein logisches Verhalten zu kommen. Normalerweise hasste ich es so verdammt gefühllos zu sein. Doch im Anbetracht der Umstände hatte ich da eine Wahl? Ich musste mehr über diese Welt herausfinden. Mit der Zeit schweiften meine Gedanken ab.

Was war passiert? Wer und was waren diese Stahlwesen gewesen, von denen ich nun wusste, dass sie Droiden hießen? Wieso hatten sie all das getan? Waren noch andere am Leben? War es nicht meine Aufgabe das herauszufinden? Erst jetzt bemerkte ich wie viel sie mir bedeutet hatten! Sie waren alles gewesen, das ich gehabt hatte. Alles, das ich gekannt hatte! Ich stand auf. Ich wusste nicht genau, was ich jetzt tun sollte. doch ich konnte hier nicht sitzen bleiben. Ich wanderte durch die Strassen und fing verschiedene Gespräche auf. Erst jetzt fiel es mir auf, was ich schon vorher hätte bemerken müssen:

Jemand folgte mir! Doch es war nicht so dass er hinter mir hergelaufen wäre, er hielt mindestens 200 Meter abstand, so dass ich ihn nicht sehen konnte. Doch ich spürte ihn. Mit meinen Fähigkeiten. Waren alle Menschen eher unauffällig, so nahm ich seine Gegenwart überdeutlich wahr. So hatte es sich nur bei Helen angefühlt. Aber ich konnte nicht sicher sein ob er wirklich mir folgte. Ich dachte nach: Es war ungefähr sechs Stunden her, dass ich aus dem Krankenhaus ausgebrochen war. Doch wie lange er hinter mir hergelaufen war, konnte ich nicht sagen. Was war der Grund aus dem er mich verfolgte? Konnte ich ihm vertrauen? Musste ich nicht letztendlich jemandem vertrauen? Wenn ich zurückwollte? Wollte ich überhaupt zurück? Doch was war wenn ich nicht zurückging? Wenn auch andere Welten so überfallen werden würden? Was war dann? Früher oder später musste ich jemanden einweihen. Sollte ich es ihm erzählen?

Ich beschloss seine Entschlossenheit zu testen. Ich ging von hinten an jemanden heran und lies mit meinen Fähigkeiten ein paar Geldstücke in meine Hand aus seiner Tasche fliegen ließ. Ich dankte ihm im Stillen dafür und ging weiter. Ein paar Schritte betrat ich eine art Taxi und weiß den Fahrer an, mir die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Er tat es und sagte mir zu allem etwas. Doch ich hörte ihm nicht zu. Ich war überlastet.

Selbst eine Maschi kann keine Sprache innerhalb von fünf Minuten lernen und danach nicht erschöpft sein. Nach einer weile weiß ich den Fahrer also an, mich an einen entlegenen Ort zu bringen. Als wir dort ankamen gab ich ihm ein paar von den Münzen.

„Sie haben mir viel zu viel gegeben.“ Rief er mir hinterher, als ich bereits weggehen wollte. Er hielt mir mehrere Münzen hin. Ich nahm alle bis auf zwei heraus.

„Sie haben heute Nachmittag niemanden mehr irgendwo hingebracht. Sie sind zuhause gewesen. Und ich war niemals hier!“ er starrte auf die Münzen, dann grinste er ein zahnloses Lächeln und fuhr los. Ich starrte ihm nach. Waren in dieser Welt alle so käuflich oder nur kleine, schmierige, sechsarmige Wesen wie er? Nun ja, seine sieben Stielaugen waren jedenfalls bestimmt hilfreich. Ich hob die Schultern. Im Moment war mir das egal.

Ich sah mich um. Hier standen lauter große Hallen herum. Manche waren halb verfallen, andere waren erfüllt von Lärm und andere gaben ein summen von sich. Eines war klar: hier würde mich keiner so schnell finden. Ich ging in eine noch recht gut erhaltene Halle und schaute sie mir an. wozu sie einmal gebraucht worden war, konnte man nicht erkennen. Es war einfach nur eine Halle, in der nichts stand, die aber ein Loch in der Decke hatte.

Ich ging in die Mitte der Halle, schlug die Beine übereinander und fing an zu meditieren. Obwohl ich das nicht mehr brauchte um diese Ruhe zu fühlen, half es mir die dinge zu verarbeiten. Und es gab genug Dinge, die ich noch mal überdenken musste. Warum hatte mein Körper nicht gleich mit der Heilung angefangen? Nun kannte ich die Antwort: ich hatte keine Nährstoffe mehr gehabt, die er dafür hernehmen konnte. Also sollte ich mir wohl mal was zu essen besorgen. Nach einer Weile und anderen Fragen, öffnete ich die Augen. Alles war dunkel. Offensichtlich hatte ich bis tief in die Nacht meditiert. Ich seufzte. Zeit nach meinem Verfolger zu sehen.

Zu meiner nicht unbedingt unschönen Überraschung. Er war gar nicht so weit entfernt. Zumindest wenn man bedachte, dass ich im nirgendwo war. Ich verließ die Halle und lief in die entgegengesetzte Richtung. Ich hatte mich entschieden. Ich würde mich in ein Café setzen und warten. Wenn er kam würde ich ihn um Hilfe bitten, und wenn nicht, nun dann hatte sich das Thema wohl geklärt.

Ich schien den längsten Weg über diese Verlassene Gegend gefunden zu haben, denn als ich wieder draußen war, war es bereits wieder hell. Ich ging durch die Strassen, bis ich ein ruhiges und freundlich aussehendes Café gefunden hatte. Ich setzte mich an einen Tisch, den Rücken zur Tür. Sofort rollte eine Druidin auf mich zu und fragte was ich wolle. „Etwas zu trinken, das einen aufweckt. Und was habt ihr so an heißen Getränken?“

Eine unbeschreiblich lange Liste folgte. Schließlich bestellte ich noch einen Tee mit Zitronen Geschmack. Ich hatte zwar keine Ahnung was das war, aber es war das erste, das mir in Erinnerung geblieben war. Die Druidin rollte wieder weg und nach kurzer Zeit hatte ich zwei heiße Getränke vor mir. „Zitronen Tee und ein Kaffee.“ Erklärte sie mit mechanischer Stimme. Dann rollte sie zu einem anderen Gast hinüber.

Ich schob den Kaffee auf die andere Seite des Tisches, dann nippte ich vorsichtig an meinem Tee. Er war heiß, aber gut. Ich könnte mich daran gewöhnen. Ich spürte, wie mein Verfolger zur Tür hereinkam. Ohne Anzuhalten, oder zu Zögern, trat er auf mich zu und setzte sich mir gegenüber. Er war groß gewachsen, hatte Breite Schultern, auf welchen seine braunen Haare endeten. Seine blauen Augen, blickten wach und unerschrocken, doch strahlten sie nichts Feindliches aus. Er war noch keine 40 Jahre alt. Er trank von seinem Kaffee. Ich sah aus dem Fenster.

Er war ein Mensch und das verirrte mich. Denn auch er konnte diese Stimmen hören, die mich durch mein Leben begleitet und beschützt hatten. Und er konnte sie auch einsetzen. Er war nicht so wie die anderen Menschen. Seine Stimme klang ruhig und tief als er mich fragte:

„Was siehst du?“ Ich sah ihn nicht an.

„Sehr viele verschiedenen menschliche Wesen. Viele Verschiedene Gedanken. Absichten, Traditionen, Verhalten.“ Ich runzelte die Stirn, als mir etwas Neues auffiel. „Sie fühlen sich verlassen und einsam.“ Er musterte mich interessiert.

„Sind wir alle nicht im Grunde einsam?“ Jetzt war ich endgültig verwirrt. Er konnte doch diese Stimmen hören, die uns mit allem verbanden, oder nicht? Ich sah ihn an, konnte aber nicht feststellen, ob er das ernst meinte oder mich zu testen suchte. Und seine Gedanken lesen wollte ich nicht.

„Wir sind nicht einsam. Wir sind mit allem verbunden. Manche von uns sind nur allein, weil sie anders sind als die anderen.“

„Und worin liegt der Unterschied, zwischen einsam und allein?“ Jetzt schien auch er seine Probleme zu haben.

„Alleine sind jene, die zum Beispiel eine größere Macht haben als andere. Die niemandem vertrauen können, da jeder Angst vor ihnen hat. Einsam sind jene die ihr ganzes Volk, ihre Heimat und ihre Kultur verloren haben.“ Ich musste an mich halten, um keine Mine zu verziehen. Wieso erzählte ich ihm das alles? Wenn ich das nicht richtig anging, könnte ich noch größere Schwierigkeiten bekommen, als ich ohnehin schon hatte.

„So wie du?“ Ich sah ihn sehr viel gelassener an, als ich mich fühlte.

„Das habe ich nie behauptet.“ Er sah mich an. Überlegte. „Ich will dir helfen. Ich weiß nicht was passiert ist, aber ich bitte dich mir zu vertrauen.“ Ich wusste nicht wieso, aber ich konnte es nicht. Etwas in mir drängte mich es zu tun, doch eine Art Stolz hielt mich davon ab.

„Ich habe nicht um Hilfe gebeten. Wie kommt ihr darauf, dass ich sie will. Und warum sollte ich ausgerechnet euch vertrauen?“ Ich sagte es etwas heftiger als ich es eigentlich beabsichtigt hatte. Aber das war jetzt egal. Ich stand auf und ging zur Tür. Nicht schnell, aber auch nicht langsam. Ich wollte weg, um darüber nachzudenken, warum ich das gesagt hatte. Doch er schien mich nicht einfach so gehen lassen zu wollen:

„Was bedeutet eigentlich >tulin o Elwen<?“ Zu sagen, dass ich geschockt war, wäre eine Untertreibung. Ich hatte nach meinem Wissen diese Worte nur ein einziges Mal ausgesprochen. Oder vielleicht doch nicht? Langsam drehte ich mich zu ihm um. Er sah mich mit einem seltsamen Ausdruck an. er war ruhig und gelassen als er hinzufügte:

„Das hast du mir gesagt, als ich dich aus deinem Raumschiff geholt habe.“ Ich starrte ihn an und versuchte mich zu erinnern. Da war etwas, das ich nicht richtig erkennen konnte. Ich dachte nach: nach meiner Ansicht war es falsch gewesen, mich ins Krankenhaus zu bringen. Doch nach seiner Ansicht, war es das Richtige gewesen. Denn die Krankenhäuser waren im Grunde ja zum Heilen da. Und was war wenn das, was sie mir hatten spritzen wollen, für Menschen heilend wirkte?

Langsam wand ich mich wieder der Tür zu und ging hinaus. Doch diesmal so langsam, dass er einfach verstehen musste, dass er mir folgen sollte! Vor dem Café wartete ich und zählte bis zehn. Bei acht stand er neben mir. Er schwieg.

„Ich denke das hier ist nicht der richtige Platz für so was.“ Ich wusste nicht so ganz, welches Wort ich für das Geschehene verwenden sollte. Doch er nickte einfach nur und sagte dann vorsichtig:

„Ich weiß einen Ort, doch dafür müsstest du mir vertrauen.“ Hatte ich eine Wahl? Ich musste ihm ja nicht mein ganzes Leben erzählen. Ich seufzte und nickte dann. Er ging voraus zu einem der Flitzer. Wir stiegen ein und er flog uns zu einem der Gebäude, die sehr zentral lagen. Es war am Fuß wie eine Pyramide doch dann stiegen fünf Türme auf. Vier an den Ecken und der größte in der Mitte. Er flog darauf zu und hielt am Fuß einer riesigen, breiten Treppe. Ich stieg aus und stieg die Stufen empor.

Zum ersten Mal hatte ich auf dieser Welt das Gefühl an einem bekannten Ort zu sein. Mein Verfolger folgte mir auf den Fuß. Der Eingang in das Gebäude wurde von vier enormen Steinquadern, die in der Luft zu schweben schienen, überschattet. Darauf abgebildet war jeweils ein Kämpfer in Verschiedenen Kampfstellungen. Ich trat ein und traute meinen Augen nicht: man konnte hier gleich nach rechts oder links einen hohen weiten Gang entlang gehen. Geradeaus gelangte man durch ein weiteres Tor auf einen Gang, der an der Decke einer Halle war, auf die man dann herab blicken konnte. In der Mitte des Ganges blieb ich stehen. Ich ließ all meine Sinn durch dieses Gebäude schweifen. Am liebsten hätte ich geweint:

so viele Gefühle strömten auf mich ein, in denen kein Hass lag. Erst als er sich neben mich stellte, bemerkte ich, dass mein Begleiter zurückgeblieben war.

„Was fühlst du?“ Schon wieder so eine Frage!

„Es ist so viel Liebe in diesem Gebäude! Nicht für bestimmte Personen. Für einfach alle! Jeder wird hier geliebt, einfach nur weil er ein Lebewesen ist. Es spielt keine Rolle was für einer Rasse er angehört. Ich habe so was noch nie erlebt.“ Ich spürte, dass ich schon wieder mehr sagte, als ich eigentlich beabsichtigt hatte. Doch ich wusste nicht was es war, dass ihn mir so vertraut machte. Ich hatte Angst erneut enttäuscht zu werden. Doch irgendjemandem musste ich vertrauen.

Ich seufzte und ging weiter. Am Ende des Ganges übernahm er die Führung. Es ging durch Korridore und Hallen, mit Fahrstühlen und Treppen, so dass ich bald die Orientierung verlor. Schließlich kamen wir zu einem Zimmer, in dem zwei harte Sitzkissen waren und dessen Wände horizontal von Rot nach Weiß und wieder ins Rote gingen. Er setzte sich auf eines der Kissen und nahm auf dem anderen Platz.

„Ich schätze wir sollten mit Namen beginnen. Ich bin Qui-Gon Jinn.“ Er sah mich an doch ich sah aus dem Fenster. Nach einer Weile sah ich ihn auch an und erwiderte:

„Nenn mich Elwen. Elwen Undomiel.“ Er blieb still. Er wollte, dass ich dann anfang zu erzählen, wenn ich selbst es für richtig hielt. Ich sah noch eine Weile aus dem Fenster. Lange Zeit schwiegen wir, sodass er die Augen schloss. Als hätte er es gespürt, öffnete Qui-Gon die Augen und sah mich an.

„Mein Volk ist... war friedlich. Wir hatten nur wenige Waffen, und die nur als Zierde. Sie kamen ohne jede Warnung. Kampfdroiden. Hunderte. Es war kein Kampf. Es war das reinste Gemetzel.“ Ich stand auf. Ich konnte nicht sitzen bleiben. Ich trat ans Fenster.

„Ich kann darin keinen Sinn sehen. Wir hatten keinen Kontakt mit anderen Welten. Wir haben keinem Fremden ein Leid zugefügt.“

„Du willst dorthin zurückkehren. Und du willst, dass wir dich unterstützen?“ Ich drehte mich zu ihm um.

„Ihr seid euch nicht sicher, ob ihr mir glauben könnt. Warum solltet ihr auch? Ich bin euch eine Fremde, die behauptet innerhalb des letzten Tages eure Sprache erlernt zu haben. Die mit zwei Löchern im Bauch in ein Krankenhaus eingeliefert wurde und kurz darauf aus diesem ausgebrochen ist. Wieso solltet ihr das glauben? Aber die Frage ist nicht, ob ihr mir trauen könnt. Die Frage ist, könnt ihr es euch leisten könnt mir nicht zu glauben? Was wäre wenn ich Recht habe? Wenn ihr nichts unternehmen würdet und dann die nächste Welt überfallen wird? Was ist dann? Wenn ich recht hatte und ihr hättet nichts getan? Wen tausende euretwegen gestorben wären? Ich tue das hier nicht für mich. Denn wenn es mir um mich ginge, würde ich einfach die Klappe halten und untertauchen.

Ich würde mir ein neues Leben aufbauen. aber ich muss zurück. Ich muss herausfinden, was passiert ist, wer das getan hat, warum er es tat und was er sonst noch vorhat. Ich bin das meinem Volk schuldig. Und ihr seid es allen anderen Völkern, die bedroht sein könnten, ebenso schuldig.“ Ich sah Qui-Gon an. ich war vollkommen ruhig, was mich selbst ein wenig wunderte. In manchen Dingen hatte ich nicht alles erzählt, doch gelogen hatte ich nicht. Es tat mir leid, dass ich ihn so hintergehen musste, doch würde er mir glauben, wenn ich ihm sagte, dass ich eine Sklavin gewesen war? Ich konnte es nicht wissen. Und es stand zuviel auf dem Spiel. Er sah mich an.

„Es ist nicht meine Entscheidung. Das muss der Rat entscheiden.“ Qui-Gon stand auf. „Warte hier!“ Ich sah ihm hinterher und zog eine meiner Augenbrauen nach oben. Schnell waren sie hier jedenfalls! Dann wandte ich mich wieder dem Fenster zu. Und dachte nach. Über das, was ich tun würde, wenn das hier zu ende war. Es fiel mir nichts ein. Ich seufzte. Es gefiel mir nicht. Aber was genau ich damit meinte wusste ich nicht. Vielleicht, dass ich ihm alles erzählen musste, vielleicht weil ich wieder zurück musste, vielleicht, weil das was ich vorfinden würde, nicht das schönste wäre.

Ich wusste es nicht! Doch es ging mir ein wenig zu schnell. Warum hatte er mir gleich geglaubt? Wieso hatte er nicht weiter nachgefragt? Warum hatte er nicht erkannt, dass ich nicht alles gesagt hatte? Langsam fragte ich mich, ob ich nicht doch seine Gedanken lesen sollte. Doch ich wollte das nicht mehr tun. Obwohl es manchmal ziemlich nützlich gewesen war. Ich würde ihm die Möglichkeit geben mir das zu erklären. Die Tür ging auf und ich wandte mich um. Dort stand ein kleiner Junge, der mich leicht verwirrt musterte.

„Entschuldigung, ich sollte Meister Qui-Gon etwas ausrichten. Könnt ihr mir sagen wo er ist?“ Ich musterte ihn. Er war ein Mensch, doch auch er konnte diese Stimmen hören, so wie Qui-Gon nur schwächer. Auch er trug kleine Stiefel, eine weite Hose und eine Tunika, die durch einen Gürtel zusammengehalten wurde. Er hatte kurze braune Haare und braune Augen.

„Nein, ich weiß nicht wo er ist. Aber er wird bald zurückkommen. Du kannst hier warten, wenn du willst!“ Scheinbar wollte er, denn er nahm auf einem der Sitzkissen Platz. Er war wohl ein wenig nervös. Da mir nichts Besseres einfiel, versuchte ich ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

„Wie lange bist du denn schon hier?“

„Seit ich eineinhalb Jahre alt bin.“ Ich starrte ihn an. er konnte nicht älter als acht sein.

„Fühlst du dich hier wohl? Ich meine denkst du nicht manchmal, dass du hier falsch bist?“

„Nein! Das hier ist mein Zuhause. Ich bin hier aufgewachsen. Hier im Jedi-Tempel kann ich doch so viel lernen und ich werde irgendwann vielleicht ein Jedi werden können.“ War er zuerst leicht entrüstet gewesen, leuchtete jetzt ein hoffnungsvoller Schimmer in seinen Augen.

Das verstand ich nicht. Doch was immer sie waren Qui-Gon schien ein Jedi zu sein. Das würde zumindest erklären, warum der Junge ihn mit Meister angeredet hatte.

„Du musst entschuldigen aber mein Planet ist sehr weit entfernt und ich weiß nicht was ein Jedi ist.“ Er riss die Augen auf und starrte mich erschrocken an.

„Ihr wisst nicht, was die Jedi sind?“ Ich schüttelte den Kopf und wollte ihn darum bitten, es mir zu sagen. Doch das hielt dieser für selbstverständlich:

„Wir Jedi sind die Beschützer der Republik. Wir schützen den Frieden mit Hilfe der Midi-Chlorianer.“ Als ich ihn verständnislos ansah, erklärte er mir auch noch, was Midi-Chlorianer seien:

„Die Midi-Chlorianer befinden sich in allem. In jedem Gegenstand und auch in der Luft. Wir Jedi können hören, was sie sagen und wir können sie einsetzen, um die Macht zu benutzen. Sie verbinden uns mit allem.“ Das erklärte sehr viel mehr, als dieser kleine Junge sich vorstellen konnte. Zum Beispiel, warum ich ihre Gegenwart so sehr spüren konnte. Sie taten im Grunde das Gleiche, wie ich. Mir fiel auf, dass ich ständig dabei war, die Leute nicht einmal nach ihrem Namen zu fragen. Was ich sofort nachholte.

„Ich bin Obi-Wan Kenobi. Und wer seid ihr?“

„Nenn mich Elwen Undomiel.“ Wir schwiegen eine Weile, bis er schließlich fragte: „Warum schimmert denn deine Haut so silbern? Ist das normal?“ Ich sah ihn an. Er schien sich über seine eigene Kühnheit zu wundern.

„Ich bin kein Mensch. Ich gehöre einem anderen Volk an. Wir wohnten auf einem entlegenen Planeten. Kaum jemand hat ihn jemals betreten oder verlassen. Bei uns ist alles grün, vor lauter Wäldern und Pflanzen. Es gibt nur drei Städte und ein paar einzelne Häuser. Wir haben kaum Technologie oder so etwas. Bei uns werden die Erfahrungen des Volkes von den Eltern, an die Kinder weitergegeben.“

„Wir Jünglinge werden schon sehr früh von unseren Familien getrennt. Danach werden wir in Klassen von erfahrenen Jedi-Meistern unterrichtet. Ich werde von Meister Qui-Gon unterrichtet.“ Ich musterte ihn. Er war intelligent und klug, denn was er sagte, war seine eigene Meinung und nicht etwas Auswendiggelerntes. Er wusste, was er sagte. Und Qui-Gon lehrte ihn. Das war interessant. Sogar sehr.

Ich wollte Obi-Wan noch etwas fragen, wurde aber von der sich öffnenden Tür aufgehalten. Qui-Gon kam herein. Es musste seltsam aussehen, wie eine silbrigleuchtende Frau mit hüftlangen schwarzen Haaren am Fenster stand und auf einen kleinen, vor ihr sitzenden Menschenjungen herabblickte. Doch Obi-Wan sprang auf und hielt Qui-Gon ein kleines metallenes Kästchen hin, das ich nicht einordnen konnte.

„Meisterin Kat Chen wollte das ich ihnen das gebe, Meister.“ Qui-Gon nahm das Kästchen und las es sich durch. Dann hielt er es Obi-Wan wieder hin, welcher es nahm, sich verbeugte und dann davon ging. Qui-Gon sah ihm hinterher und murmelte etwas von wegen „kleiner aufgeweckter Junge“, dann schüttelte er den Kopf und wandte sich mir zu. Ich sah ihn ausdruckslos an.

„Der Rat hat beschlossen, dass ich diesen Planeten aufsuchen soll, um mich von der dortigen Lage zu überzeugen.“ Es konnte gut sein, dass ich mich irrte, doch er schien mir etwas enttäuscht. Ich zumindest war es. Aber ich konnte dankbar sein, dass er überhaupt mitkam.

„Das ist mehr als mir zu steht zu verlangen. Wann werden wir gehen?“ er sah mich an und versuchte wohl ebenfalls herauszufinden, ob ich enttäuscht war. Dann räusperte er sich.

„Wir können gleich aufbrechen, wenn du willst.“ Ich kannte ihn ja noch nicht allzu gut, doch ich war mir sehr sicher, dass er damit überprüfen wollte, wie ich reagierte. Ich blieb gelassen. Es hatten schon ganz andere Leute versucht, mich aus der Fassung zu bringen.

„Je eher wir dort sind, desto eher können wir möglichen Überlebenden helfen.“ Er nickte, dann drehte er sich um und ging voraus. Wieder gingen wir durch Gänge und Hallen und was weiß ich noch alles, um schließlich in eine große Halle zu kommen, in der Raumschiffe aller Formen und Größen standen. Manche wurden repariert, manche standen einfach nur da, eines aber

befand sich auf einer Art Laufsteg, der von dem Turm, in dem wir uns befanden, in die Leere ragte. Es war nur 14 Meter lang.

„Ein A-24 Sleuth. Nicht das schnellste, aber genug für unsere Zwecke.“ Durch eine niedrige Rampe gelangten wir in das innere. Qui-Gon begab sich ins Cockpit und ich folgte ihm. Er gab ein paar Zahlen in einen der Computer ein.

„Wir konnten den Standort des Planeten mithilfe des Tagebuches aus deinem Raumschiff lokalisieren.“ Ich stellte keine weiteren Fragen sondern setzte mich auf den für Passagiere vorgesehenen Stuhl.

Es wurde ein stummer Flug, da keiner von uns wusste wie er ein Gespräch beginnen sollte. also schwiegen wir. Ich hatte bis dahin keine Ahnung wie lange ein Mensch schweigen konnte. Rusty hatte das immer schon nach zwei Minuten ändern müssen. Nun Qui-Gon konnte es jedenfalls durchhalten und eines war damit klar. Er hatte meinen Respekt. Die Frage war nur, ob ihm an dem Respekt einer Sklavin viel liegen würde. wie viel Zeit vergangen war konnte ich nicht sagen, doch irgendwann waren wir angekommen.

„Ich wusste gar nicht, dass so ein kleiner Planet existieren kann! Da müsste man ja an einem Tag rumlaufen können.“ Er schien ernsthaft verblüfft. Ich musste fast schon lächeln, was nicht oft vorkam.

„Wo soll ich landen?“ Das war eine interessante Frage.

„Ich kenne den Planeten nicht von oben. Kannst du nicht darüber fliegen?“ Ich biss mir auf die Lippen. Seit wann waren wir denn schon bei ‚Du‘? Wieso vertraute ich ihm so sehr? Ich konzentrierte mich auf das was ich sah. Von oben war es erstaunlich schwer festzustellen wo man war. Doch dann erkannte ich ein sehr vertrautes Gebäude.

„Hier! Da vorne sollten wir landen.“ Ich konnte es nicht erwarten, ich wollte wieder bekannte Erde unter meinen Füßen spüren. Er landete und als die Rampe geöffnet war eilte ich hinaus. Ich spürte sofort den Unterschied. Die Einsamkeit der letzten Stunden wich von mir und ich fand wieder Hoffnung.

„Ich bin zuhause.“ Falls es so etwas für mich gab. Ich ging auf das Anwesen zu, ohne auf Qui-Gon zu warten, der hinter mir mit etwas Abstand folgte. Ich ging in die Eingangshalle. Alles sah so aus wie immer, doch ich spürte, dass es hier kein Leben mehr gab. Alles war verlassen. Ich musste nicht erst die anderen Zimmer durchsuchen, um mir dessen bewusst zu sein. Ich stand einfach nur da. Qui-Gon schien anderes erwartet zu haben, denn er fragte mich ob ich nicht suchen wollte. Ich senkte den Kopf leicht.

„Das könnte ich, doch es würde nichts bringen. Ich würde niemanden finden. Keinen einzigen.“

„Wie kannst du dir da so sicher sein?“ Er schien nicht ganz zu verstehen und blieb in einem gewissen Sicherheitsabstand stehen. Bereit zu kämpfen. langsam wandte ich mich ihm zu.

„Ich bin kein Mensch und deshalb solltet ihr aufhören, mich zu beurteilen als wäre ich einer. Das hier ist meine Heimat, mein Planet und er ist nicht tot, wie der eurige. Er weiß dass niemand mehr am Leben ist und deshalb brauche ich nicht zu Suchen. Und auch keine Angst zu haben, vor unangemeldeten Besuchern.“ Ich war immer noch ruhig und diese Gelassenheit, begann ich langsam zu fürchten. Qui-Gon sah mich mit einem undefinierbaren Blick an. da diese bescheuerte Krankenhauskleidung kratzte, beschloss ich mich umzuziehen.

„Ich komme gleich wieder. Du kannst dich gerne umsehen. Fühl dich wie zuhause.“ Fügte ich leicht ironisch an. Ich war erschöpft, was man mir glaube ich auch ansah. Ich stieg zwei Treppen nach oben und stieg auf den Dachboden, wo noch die alten Sachen meiner Eltern lagen. Ich kannte sie alle und so wusste ich schon was ich anziehen wollte. Ich fand es auch sofort.

Ich war gerade fertig und wollte gehen, als mein Blick an etwas hängen blieb. Ein Spiegel. Ich ging hin, um mich näher zu betrachten. Ich war groß gewachsen, hatte hüftlange schwarze Haare, blaue Augen und jenen unveränderlichen silbrigen Schimmer meiner Haut. Ich sah, trotz der 82 Jahre, die ich alt war, aus, als wäre ich erst 18. Sah man mir tief in die Augen

konnte man das Elend erkennen, dass sie gesehen hatten, die Tränen, die sie nie geweint hatten, die Schreie die ich nie ausgestoßen hatte. Darum hatte ich nie jemanden lange genug hineinsehen lassen. Darum hatte ich stets meinen Blick gesenkt.

So wie ich es auch jetzt tun wollte. Ich wollte nicht, dass jemand erfuhr, was ich war. Ich wollte ein neues Leben anfangen. Mit Henry. Nun da ich frei war und mich um ihn kümmern konnte, da wir ein Leben fern ab von jeder Erinnerung an unser Leben hier führen konnten, wollte ich ihn wiederhaben. Ich hatte mir genug Vorwürfe gemacht. Ich hatte lange genug mit mir gehadert, nun konnte ich ihm ein besseres Leben bieten. Wenn er es wollte! Er würde die Wahl haben und ich würde sie ihm alleine überlassen. Ich würde ihn finden! Das versprach ich mir stumm.

Ich drehte mich um und ging wieder hinunter, um Qui-Gon zu finden, den ich einfach stehengelassen hatte. Ich fand ihn im Salon. Er saß an einem Tisch und las in einem Buch. Als ich fünf Schritte von ihm entfernt war, sah er auf und ich blieb abrupt stehen. Ich erkannte das Buch. Jeden Abend hatte ich es gesehen. Das Tagebuch meines letzten Besitzers. Und ich wusste auch was auf den ersten Seiten geschrieben stand:

Meine Vergangenheit! Alles, vom Tod meiner Eltern über Henrys Fortgehen, Helen und Rusty, die drei Jungen im Wald, Tam und Thoulas, das Gefängnis und meinen vorletzten Gebieter. alles stand darin und Qui-Gon kannte es jetzt. Ich setzte mich langsam ihm gegenüber, verschränkte die Arme und sah ihn geradeheraus an. Er wirkte traurig und enttäuscht.

„Du heißt Nehallania.“ Es war eine Feststellung. Ich seufzte innerlich. Ich hatte diesen Namen noch nie leiden können.

„Nehallania war der Name, den mir meine Eltern gaben. Elwen Undomiel, der den ich mir selbst gab. Vor ein paar Stunden.“ fügte ich hinzu.

„Du warst eine Sklavin.“ Schon wieder eine Feststellung. Ich runzelte die Stirn. Ich wurde leicht verärgert, was nichts mit ihm zutun hatte. Aber ich wollte das alles vergessen und es nicht noch einmal durchleben.

„Wenn eine Sklavin bei euch ein Mädchen ist, dass arbeiten muss, geschlagen wird und keinerlei Rechte hat, ja!“

„Deine Freunde waren ein Trinker und eine Hure.“ Ich öffnete den Mund. Doch was hätte ich darauf erwidern sollen? Rusty hatte nun einmal getrunken und Helen hatte ihre Liebe an Männer verkauft. Darüber gab es nicht mehr zu sagen als:

„Es war niemand anderes da!“

Er stand auf und trat an eine der Fenster. Er wirkte auf einmal viel älter. „Du hast es mir nicht gesagt. Du hast mir nicht vertraut.“

Langsam wurde ich richtig wütend. Ich konnte verstehen, dass er enttäuscht war. Dass er erwartet hatte, dass ich ihm so etwas gesagt hätte. Aber hatte er das ganze schon einmal von meiner Seite betrachtet?

„Was hätte es gebracht es dir zu sagen? Du hättest mir nicht geglaubt. Du hättest nicht geglaubt, dass ich hier herkommen will um Überlebende zu finden. Du hättest mir nicht geglaubt, was den Überfall betrifft, so wie du es jetzt auch nicht tust.“ Ich verlor die Beherrschung und wurde lauter:

„Wie sollte ich dir vertrauen? Ich weiß nicht, wie es ist, wenn man sich auf jemanden verlassen kann! Ich habe mein Leben lang kämpfen müssen, um zu überleben. Ich musste mich um meinen Bruder kümmern! Ich musste seine Arbeit verrichten, um ihm eine Kindheit zu ermöglichen, und wurde dafür von meiner Tante geschlagen und von Henry verachtet, weil ich keine Zeit für ihn hatte! Ich habe ihn an einen Fremden gegeben, um ihm ein besseres Leben zu ermöglichen! Und jeden Tag habe ich mich selbst dafür verflucht, für die Ungewissheit, die ich über sein Schicksal habe!

Ich habe einer Hure und einem Trinker Hoffnung geben müssen, wo ich selbst keine mehr fand! Ich musste erneut ein Kind annehmen, bei dem ich wieder versagt habe! Im Gefängnis wurde ich jeden Tag zusammengeschlagen und als ich dort wieder rausgekommen war, wurde

mir jeden Tag klar gemacht, dass ich keine Rechte hatte und weniger wert war als ein Stück Vieh! Ich war ein Gegenstand! Etwas, das man nach belieben kaufen und verkaufen konnte! Wie kannst du erwarten, dass ich irgendjemandem Vertraue?“ Zuletzt hatte ich geschrien, doch er stand noch immer am Fenster und schien nur noch enttäuschter. Schließlich sagte er ganz leise:

„Du hast die drei Jungen vergessen.“ Dann sah er mich an. Ich konnte und wollte seinen Blick nicht deuten. Er war der erste gewesen, der mich wie einen Ebenbürtigen behandelt hatte, und das ausgerechnet er dies sagte tat mir mehr weh, als die 20 Jahre Gefängnis auf einmal. Tränen schossen mir in die Augen, als das verdrängte Bild, das ich in Rustys Erinnerungen gefunden hatte, wieder da war: Die vereisten Bäume, der Geruch nach verbranntem Fleisch, die verstümmelten Leichen. Alles stieg wieder in mir auf und ich dachte nur noch eins. Lauf. So wie an jenem Tag, da ich Henry verlor. Laufen ohne Sinn und ohne Ziel und ohne Zeit. Ich drehte mich um und stürmte aus dem Haus, doch schon nach vierhundert Schritten brach ich zusammen. Ich spürte einen Knoten in meiner Brust, der nach oben drängte. Ich warf den Kopf in den Nacken, so dass meine Haare durch die Luft flogen und schrie ein einziges Wort:

„GOTT!“

Mein ganzer Körper war unter Spannung. Ich hatte das Gefühl zu zerbersten. Als ich keine Luft mehr hatte und mein Schrei abbrach, fiel ich in mich zusammen. Ich hatte keine Kraft mehr. Ich hatte all die Jahre gekämpft! Ich konnte nicht mehr. Ich wollte nicht mehr. Ich versank im schwarzen Schlund der Hilflosigkeit. Des Gefühls ständig nur versagt zu haben. Niemals etwas richtig gemacht zu haben.

Ich lag in einem Bett und es dauerte ein wenig, bis ich wusste, dass ich im Schlafzimmer meiner Eltern war. Als erstes fiel mir Qui-Gon auf, der schlafend in einem Sessel neben mir saß. Als zweites auf ein zerknittert aussehendes Tagebuch, das in eine Ecke geworfen worden war. Ich warf Qui-Gon einen raschen Blick zu, doch der schlief immer noch. Ich schwang mich aus dem Bett und trat ans Fenster. Es dämmerte. Ich seufzte und verlies, mit einem letzten Blick auf ihn das Zimmer.

Während ich über die Wiese zu einem Felsen über dem See lief, dachte ich nach: Wie lange war es her, dass ich geschlafen hatte? Das meditieren hatte das Schlafen für mich ersetzt. Und ich tat das schon seit ich ins Gefängnis gekommen war. Oder war es noch länger her? Ich wusste es nicht. Und so kamen meine Gedanken zu Qui-Gon. Er war enttäuscht gewesen. Doch das war keine Entschuldigung. Andererseits, hatte er nicht vielleicht in jenem Sessel warten wollen, bis ich aufwachte, um sich zu entschuldigen? Etwas verband mich mit ihm, auch wenn ich nicht wusste was. Ich wollte ihm vertrauen, doch ich wusste nicht wie. Niemand hatte mir jemals wirklich beigebracht Gefühle zu empfinden.

Ich dachte an Legolas und an seine Liebe. Ich vermisste sie. Ich sehnte den Tag herbei, da er bei mir war. Wo ich nicht mehr so einsam sein würde. Ich musste lächeln als ich mich an meine Definition von einsam erinnerte, die ich Qui-Gon gesagt hatte. Es schien mir Ewigkeiten her zu sein. Er war wach und er kam auf mich zu. Ich konnte es spüren. Er blieb hinter mir stehen und sagte nichts. Die Sonne war schon zur Hälfte über die Berge gewandert und wärmte mir nun den Rücken.

„Ich sollte Pilze und Kräuter suchen. Ich ging schon vor Sonnenaufgang, so dass ich den halben Tag für mich allein hatte. Als ich nach Hau... als ich zurückkehren wollte, versperrten mir drei Jungen den Weg. Ich wollte sie nicht töten. Doch ich hatte meine Macht nicht unter Kontrolle und sie wollten mich verteidigen. Helen und Rusty haben mich gefunden. Helen, Henry und ich waren die letzten unseres Volkes, den Maschi, Rusty war ein Mensch. Wir waren die letzten und das verband uns.“

Ich sagte es ohne ihn anzusehen. Als würde ich ein Selbstgespräch führen. Dennoch bereitete es mir große Schwierigkeiten, darüber zu erzählen. Qui-Gon setzte sich neben mich. Auch er sah mich nicht an.

„Jeder Jedi hat einen Padawan, den er ausbildet. Er bringt ihm alles bei was er weiß. Und wenn der Padawan bereit ist ein Jedi zu werden, stellt der Jedi-Rat ihn auf die Probe. Mein zweiter Schüler war Xanatos, Crions Sohn, sein Vater war der reichste Mann auf dem Planeten Telos. Er hatte einen hohen Midi-Chlorian Wert und wurde somit Padawan. Er war ein guter Schüler, doch als der Rat ihn zur letzten Prüfung nach Telos entsandte, versagte er. Crion überredete Xanatos mit ihm zusammen die Kontrolle über Telos zu ergreifen. Während des darauf folgenden Bürgerkrieges habe ich Crion getötet. Doch als Xanatos mich angriff konnte ich ihn nicht töten. Er floh und lebt noch immer irgendwo dort draußen.“

Qui-Gon hielt inne. Dann fügte er hinzu: „Seitdem habe ich mich geweigert einen Padawan anzunehmen.“

„Weil du Angst hast erneut zu versagen.“ sagte ich leise. Es musste ihn viel gekostet haben mir das zu erzählen. Doch nun hatten wir beide dem anderen das erzählt, das wir tief in uns vergraben hatten. Das Band, das gestern durch unser Zerwürfnis fast zerborsten wäre, hatte nun wieder Stärke erlangt. Mehr Stärke als vorher, da wir nun etwas gemeinsam hatten. Wir hatten beide versagt und Angst davor es erneut zu tun.

„Gib mir Zeit. Wenn du willst, dass ich dir vertrauen soll, gib mir Zeit.“ Ich konnte ihn verstehen. Doch hatte mich meiner Angst gestellt, indem ich Tam angenommen hatte. Ich hatte erneut ein Kind beschützen wollen. Doch jetzt hatte ich das Gefühl nichts richtig machen zu können. Ich musste Henry finden. Ich war nun in der Lage ihm ein besseres Leben zu ermöglichen und er war nun alles, was ich noch hatte. Obwohl ich nicht wusste, worin sie bestanden hatte, hatte ich das Gefühl als hätte ich meine Aufgabe hier erfüllt. Als würde nun ein neues Leben beginnen und ich hatte angst jetzt auch noch Henry zu verlieren. Das musste ich Qui-Gon jetzt klar machen:

„Ich muss Henry finden. Er ist alles was mir noch geblieben ist. Und ich vermute, dass wir bei ihm auch die Mörder finden.“ Er überlegte. Der Rat hatte ihm nicht die Erlaubnis gegeben einzugreifen, das wusste ich. Doch er war meine einzige Hoffnung. Er war es gewesen, der sich von Anfang an um mich bemüht hatte.

„Hast du eine Ahnung, wo wir mit der Suche beginnen sollen?“ Es war ein leicht sarkastischer Unterton in seiner Stimme. Nun ja, im Grunde hatte er ja Recht.

„Ich denke wir sollten in eine der Städte gehen, und sehen ob wir dort einen Hinweis finden.“ Er sah mich von der Seite an und ich erwiderte seinen Blick.

„Kannst du das nicht auch irgendwie über den Planeten klären?“ Ich starrte ihn an. Nicht wegen dem, was er gesagt hatte, sondern weil er es sich gemerkt hatte und es nun für selbstverständlich hielt. Ich schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht so einfach. Ein Planet ist eher träge, sonst hätte er mich auch vor den Eindringlingen gewarnt. Wenn die ein Schild aufgestellt hätten, auf dem ihre Adresse steht, hätten wir noch eine Chance gehabt. Aber so können wir das vergessen und müssen auf die alte, traditionelle, aber bewährte Form des Suchens zurückgreifen.“ Der letzte Teil war eher scherzhaft gemeint. Dennoch würde es letzten Endes darauf hinauslaufen. Er stand auf.

„Je früher wir loslaufen, desto eher sind wir da.“ Unternehmungslust hatte er jedenfalls genug. Während wir zur Stadt liefen, erzählte ich ihm ein wenig vom Alltag meines Volkes, bevor die Menschen kamen. Und als ich nichts mehr wusste, begann er mich in die Politik und Wirtschaft der Republik einzuführen. Es gab einen Senat, in dem Vertreter von jedem Planeten saßen, und der alle intergalaktischen Fragen klärte. Es war eine Demokratie, wie er mir erklärte, in der jeder das gleiche Mitspracherecht hatte. Die Jedi waren die Hüter des Friedens. Sie wurden vom Senat oder auch von sich selber eingesetzt, um Kämpfe und Intrigen auf den verschiedensten Planeten zu lösen. Sie setzten die Midi-Chlorianer ein um die Macht zu beeinflussen. Und noch anderes erzählten wir einander. Während dieser Zeit, fiel mir auf, wie schnell mein Leben sich verändert hatte. Es war erschreckend, wie schnell die Welt sich drehte und sich der Sinn meines Lebens veränderte. Ich hatte Angst nicht mitzukommen. Den Anschluss zu verlieren. Oder dass ich aus lauter Hast, vergessen würde zu leben.

Die Strassen waren leer. Es war unheimlich, dass die Strassen dalagen wie immer, dass die Sonne schien und alles ordentlich war. Aber keiner war hier, niemand eilte durch die Gassen, niemand pries seine Ware, niemand beschimpfte irgendwen, niemand lachte und niemand unterhielt sich. Es war einfach nur still. Wir gingen durch die Strassen, bis Qui-Gon mich fragte:

„Wo sind sie? Die Toten.“ Ich sah ihn an und erwiderte leise:

„Du wirst nirgends welche finden. Diese Eigenschaft haben sie von unserem Volk. Wir verschwinden nach unserem Tod. Wir lösen uns auf.“ Das verwirrte ihn. Und ich musste mir in Erinnerung rufen, dass viele Dinge, die ich für selbstverständlich hielt, es für ihn nicht waren. Ich überlegte kurz, dann fiel mir ein Weg ein, gleichzeitig einen Hinweis zu erlangen, wie ihn endgültig davon zu überzeugen, dass ich nicht log. „Komm.“ Sagte ich zu ihm und ging gezielt auf ein Gebäude zu.

„Hier wurden alle wichtigen Entscheidungen getroffen. Wenn es mal welche gegeben hat. Und es gibt dort einen Gerichtssaal, den ich schon mal von innen sehen dürfte.“ Ich trat ein und ging durch jene Tür wo draufstand, dass sie nur vom Personal betreten werden dürfte. Es war die falsche. Ich testete ein paar andere, bis ich die richtige fand. Ich trat an einen der Monitore. Ich schaltete sie an. zum Glück funktionierten sie noch. Ich drückte Knöpfe und Tasten, ohne wirklich eine Ahnung von so etwas zu haben. Ich tat einfach das, das mir richtig erschien. Ich tat das meistens und meistens kam auch das heraus, was ich beabsichtigt hatte. So auch dieses Mal.

Die Überwachungsaufzeichnungen, konnten aufgerufen und abgespielt werden. Die Kameras draußen an der Wand des Gebäudes, waren von den Menschen dort installiert worden, obwohl niemand wirklich wusste, wieso. Ich spulte zurück, bis auf die Zeit des Angriffes.

„Das an der Hauswand bist du?“ fragte Qui-Gon nach einer Weile, als man am Rande die Angreifer sehen konnte. Es war mehr eine Feststellung als eine Frage und so antwortete ich nicht. Erst jetzt fiel mir ein, dass das hier der Platz gewesen war, an dem für mich alle das begonnen hatte. Ich sah mich, wie ich mich in der Nische versteckte. Ich sah wie ich über den Platz rannte, als die anderen tot oder weiter weg waren. Ich hielt das Band an.

„Hast du sie erkennen können?“ fragte ich Qui-Gon nach einer Weile.

„Es ist ein seltsamer Bau aber ich schätze sich kommen aus dem Mustafar System. Das ist nicht weit von hier.“ Wir hatten uns also ohne Disput darauf geeinigt dorthin zu gehen. Der Rückweg verlief nicht ganz so unbeschwert wie der Hinweg zur Stadt. Ich musste immer wieder an diese Bilder denken, die Bilder von ihnen, als sie starben. Und daran, wie es sich angefühlt hatte, von den Angreifern getroffen zu werden. Schweigend stiegen wir in den A-24 Sleuth ein und flogen los. Nach einer Weile spürte ich etwas. Etwas tief in mir, begann sich zu rühren, es zog mich wie einen Magneten an.

„Wir müssen dorthin!“ sagte ich zu Qui-Gon und deutete auf das obere, linke Ende an der Cockpitscheibe. „Wie kannst du dir so sicher sein?“ Ich sah ihn an, aber da ich hinter ihm saß, konnte er das nicht sehen. „Kann ich nicht! Es ist ein Gefühl, aber ich habe mein Leben lang das getan, was mir meine Intuition geraten hatte und ich lebe noch!“ Wir schwiegen wieder eine Weile. „Was wirst du tun, wenn der Henry, den du gekannt hast nicht mehr existiert? Was wirst du tun, wenn er dir nicht mehr zuhört?“ Ich hatte darauf gewartet, dass er dies fragen würde. Er musste es einfach.

„Er muss mir zuhören. Er ist ein Maschi und ich bin auch eine. Wir sind die letzten, und aufgrund dessen sind wir für immer miteinander verbunden. Ich kann ihm nicht auf einem Weg folgen, der meinen Prinzipien widerspricht. Also werden wir einen Weg finden oder eben nicht. Und was ich dann tun werde, weiß ich nicht. Ich kann ihn jedenfalls nicht töten, aber ich weiß auch nicht was ich tun würde, wenn ein anderer es versucht. Ich wusste es wirklich nicht. Ich denke so etwas kann man nicht wissen. Man tut einfach das, was einem das Herz sagt. Und das tut es, bevor man darüber nachdenken kann. Deshalb sind die ersten Antworten stets die

einzig wahren. Denn sie kommen aus unserem Unterbewusstsein, unserem wahren Selbst.“ Wieder schwiegen wir. Die Anziehung wurde stärker.

Ich konnte ihn spüren. Ich hatte das Gefühl, als müsste ich nur die Hand ausstrecken, und dann würde ich ihn berühren können. Ich konnte ihn spüren. Ich hatte Angst ihm zu begegnen, und dennoch konnte ich es kaum erwarten, ihn zu sehen. Ich stellte mir vor, wie er nun wohl aussehen würde. Ob er immer noch kurze braune Haare hat? Ob in seinen grünen Augen noch immer so viele Fragen stehen? Ob er immer noch so groß gewachsen war? So viele Fragen schossen mir durch den Kopf.

„Wir sind fast da.“ Qui-Gons Stimme holte mich in die Gegenwart zurück. Ich sah eine Burg ganz aus Metall. Es sah es wirklich aus, als hätte jemand einfach eine Burg mitten in den Weltraum gestellt. Vor den Toren, war ein großer Platz auf dem man landen konnte und sollte. Das taten wir dann auch. Alles war still, nichts bewegte sich. Es war wie ausgestorben. Doch das war es keineswegs. Ich konnte nicht aufstehen. Ich konnte es nicht. Ich hatte Angst davor und dennoch wäre ich Henry am liebsten entgegengeeilt. So konnte ich nur sitzen und auf die Tore starren.

„Gehen wir?“ Ich fühlte Qui-Gons Hand auf meiner Schulter. Ich nickte. Schweigend. Wir verließen den Sleuth. Keiner trat uns entgegen. Wir betraten das Gebäude und sahen immer noch keinen von ihnen. Wer auch immer ‚ihnen‘ waren. Qui-Gon ging voraus und ich folgte ihm in einem kurzen Abstand. Wir begegneten aber einfach niemandem. Das machte mir Angst und ich wurde nervös. Dann endlich kamen wir an einer Tür vorbei. Qui-Gon ging weiter, doch ich spürte, dass Henry sich dahinter befand. Ich wandte mich ihr zu. Sie ging auf. Und ich trat hinein ohne nachzudenken. Ich hörte ein seltsames Zischen und hinter mir erschienen rote Laserstrahlen, die mich von Qui-Gon trennten. Das fand ich gar nicht so gut, denn ich hatte nicht mal eine Waffe. Qui-Gon dachte da ein wenig praktischer und machte sich gleich an dem Kontrollschalter neben der Tür zu schaffen.

Ich sah mich im Raum um, überall standen Computer und Kontrollsolen. Und in einer Ecke saß er. Seine braunen Haare endeten kurz über der Schulter, seinen grünen Augen sahen mir direkt in meine blauen. Er war groß und schön, sein Gesicht war absolut ausdruckslos. So ausdruckslos, dass es eine kalte Anziehungskraft ausstrahlte. Ich wusste sofort, dass er es war. Und das nicht nur, weil meine Macht es mir sagte, sondern weil ich das Band zwischen uns fühlen konnte. Wir waren beide nicht nur Maschi, sondern auch Geschwister. Ich trat ein paar Schritte auf ihn zu und blieb dann stehen. Seine Stimme war kalt, als er sagte:

„Hallo Nehallania. Ich hatte mich schon gefragt, wie lange du brauchen würdest. Du bist schön geworden. Obwohl du das schon immer warst.“ Bei jedem hätte ich mich über dieses erste Kompliment meines Lebens gefreut. Doch er sagte es so kalt, das ich einen Schritt vor ihm zurück wich. Er stand auf und trat langsam auf mich zu.

„Ich kann mich noch an unseren Abschied erinnern. Das hast du ja sehr gefühlvoll inszeniert. Und ich hab dir das doch tatsächlich jahrelang geglaubt. Ich hoffe du hast dich gut über mich amüsiert.“ Er glaubt ich hätte ihm das alles nur vorgespielt. Dass ich ihn einfach nur hatte loswerden wollen.

„Nein, Henry! Das habe ich nicht. Ich wollte nicht, dass du gehst. Aber ich war eine Sklavin. Ich wollte nicht, dass auch du das werden musst. Ich wollte dich schützen, aber auf unserem Planeten, war das nicht möglich. Ich musste dich von dort wegschaffen. Bevor du das siehst, das ich längst begriffen hatte. Ich wollte nicht, dass...“ Er schlug mich ins Gesicht, so dass mein Kopf gegen meine Schulter flog. Langsam sah ich ihn an. Ich hätte am liebsten geweint, aber das konnte ich jetzt nicht.

„Lügnerin! Du hast mich weggeschickt, um mich los zu sein. Um mir mein Erbe wegzunehmen. Mein Zuhause. Alles was ich hatte. Du hast mir alles genommen. Dafür hasse ich dich.“ Er schrie mich an, so dass ich unweigerlich zusammen fuhr.

„Dann komm mit mir. Komm mit mir und ich gebe dir alles, was du willst. Komm mit mir. Wir gehen nach Hause. Nur wir beide. Wir werden einen Weg finden unser Volk

zurückzuholen. Wir werden unsere Eltern wieder sehen. Wir werden nicht länger alleine sein. Wir werden andere bei uns haben, die so sind wie wir. Ich liebe dich Henry. Du bist mein Bruder und es brach mir das Herz, als ich dich fort geben musste. Ich will dich jetzt nicht endgültig verlieren. Komm mit mir und wir bauen unsere Welt wieder auf. Befreie dich von ihm und komm mit mir. Befreie dich von deinem Hass, vertrau mir. So wie du es früher getan hast. Vor so langer Zeit als es nichts zwischen uns gab. Kein neues Volk, keine Tante, keine Sklaverei. Lass uns einen weg zurück finden zu dieser Zeit.“

Ich war auf ihn zu getreten und hatte die Hand erhoben, wie um ihm durch die Haare zu streichen. Er nahm die Hand und hielt sie so fest, dass es wehtat.

„Ich könnte dich töten, so wie ich es mit diesen Emporkömmlingen gemacht habe. Ich könnte dich töten, und dein Beschützer dort könnte nichts dagegen tun.“ Er bewegte seinen Kopf in Richtung Qui-Gon. Doch darauf ging ich nicht ein.

„Wenn du mich tötest, dann bin ich froh, tot zu sein. Denn ich könnte dich nicht töten und ich würde erneut bei dir versagen. Und ich könnte niemals damit leben. Denn all die Fehler, die du begehst, liegen nur daran, dass ich es dich nicht anders lehren konnte. Deine Fehler sind und wären nur durch mein Versagen entstanden. Und das könnte ich nicht ertragen.“

Ich sah ihm tief in die Augen und tief in seinem Inneren, kämpften beide Seiten miteinander. Ich versuchte ihm zu helfen, indem ich versuchte all meine Liebe in meinen Blick an ihn zu senden. Das klingt in eurer Sprache nicht sonderlich gut, beschreibt aber das was ich tat, am besten. Ich trat einen weiteren Schritt auf ihn zu, so dass ich seinen Atem fühlen konnte. Dann lies er meine Hand so locker, dass ich sie ihm hätte entziehen können, wenn ich gewollt hätte. Doch das tat ich nicht. Ich sah ihm in die Augen und sagte dann:

„tulin o Elwen.“

Das gab den Ausschlag. Er nahm meine Hand wieder fester.

„Lass uns nach Hause gehen.“ Ich schloss ihn in die Arme und fühlte seine Nähe. Ich vergas die Welt um uns herum und dachte nur an diesen Glücklichen Augenblick. Das war mein Fehler.

In jenem Moment da ich ihn losließ, fiel der Schuss. Und auf diesen folgten drei andere. Ich versuchte etwas zu tun, ihn weg zu stoßen, oder dazwischen zu springen, doch dafür war es zu spät. Ich sah wie er fiel und sprang vor um ihn aufzufangen. Ich fiel auf die Knie, und hielt ihn fest. Entsetzt starrte ich auf den dunklen Fleck, der sich auf seiner Brust ausbreitete.

„Du bist schön geworden, aber das warst du immer. Versprich mir nicht aufzugeben. Versprich mir ein Lebewesen zu retten, dass mein vergeudetes Leben an meiner statt lebt. Versprich es mir.“ Ich nickte. Aber das hätte ich auch, wenn er mir aufgetragen hätte, jedem verdammten Planeten Frieden zu bringen. Ich spürte und hörte seinen Herzschlag. Bumm-bumm, Bumm-bumm, Bumm-...

Stille. Es gab kein Geräusch mehr. Ich spürte nur noch seinen Körper in meinen Armen, der sich nun langsam auflöste, bis nichts mehr übrig war.

„Ich konnte ihn noch nie leiden. Du hast ja keine Ahnung, wie lange wir gebraucht haben, um ihn auf unsere Seite zu ziehen. Und das haben wir jetzt auch mit dir vor.“ Ich stand auf und sah dem Schützen ins Gesicht. Er war an mich herangetreten. Schon auf den ersten Blick, erkannte ich, dass er der Sohn von Forial sein musste. Jetzt kam er noch näher, so dass ich ihn hätte schlagen können, was ich aber nicht tat.

„Denn stell dir vor, wir erkannten, dass dein Bruder verlernt hatte, seine Macht zu nutzen. Das du allein in der Lage bist unsere Pläne zu erfüllen. Und deswegen haben wir dich hierher gelockt. Liebe ist so einfach zu durchschauen. Wir werden dich brechen, kleine Nehallania und dann wirst du das tun, von dem wir wollen, dass du es tust.“ Ich sah ihn genauso ausdruckslos an, wie mein Bruder mich gerade.

„Das bezweifle ich. Ich werde euch nicht helfen.“ Falls es überhaupt noch ging, kam er mir einen weiteren Schritt näher.

„Oh doch, ich glaube das wirst du.“ Ein weiterer Schuss ertönte. Wir sahen einander an.

Dann glitt Forials Sohn nach unten. Ich stand da. Die Waffe von Henry, die ich ihm abgenommen hatte, in der Hand. Dann drehte ich mich zu Qui-Gon um, der mich ansah. Er stand noch immer hinter der Strahlenwand. So dass ich auf eine der Kontrollkonsolen zutrat, und die Schalter betätigte. Außerversehen, öffnete ich erst die falsche Tür. Nach ein paar Sekunden ging diese zu. Als seine offen war, kam Qui-Gon sofort auf mich zu. Mir wäre im Moment sehr viel eingefallen, dass ich lieber getan hätte, aber ich konzentrierte mich und speicherte sämtliche Daten, auf eine mitnehmbare Speicherplatte, die Qui-Gon in Coruscant würde lesen können. Die Tür durch die wir gekommen waren, ging zu. Ich öffnete sie wieder. „Geh schon mal.“ Sagte ich zu Qui-Gon, der noch kein Wort gesprochen hatte. Er nahm die Speicherplatte und ging durch die Tür.

„Komm schon.“ Rief er mir zu, nachdem er sich vergewissert hatte, dass der Gang frei war. In jenem Moment gingen die Laserstrahlen wieder an. Ich stand auf und trat an ihn heran.

„Sie haben den Alarm ausgelöst. Alle Türen schließen sich nach wenigen Sekunden. Ich kann sie von hieraus öffnen, aber sie werden es nicht bleiben. Du musst zum Rat der Jedi zurückkehren und ihnen die Speicherplatte geben. Soviel ich gesehen habe, hatte ich Recht und es geht auch um andere Welten. Ihr müsst herausfinden, was sie vorhaben und es verhindern.“ Qui-Gon sah aus, als wollte er eine lange Diskussion über das weitere Vorgehen anfangen, aber das Öffnen einer anderen Tür und vor allem die Droiden, die herauskamen hielten ihn davon ab. Er zog sein Lichtschwert, das stets an seinem Gürtel gehangen hatte und blockte die Strahlen der Laserkanonen so ab, dass sie zurück zu den Droiden schossen und diese zerstörten. Derjenige, der das Pech hatte ihm zu nahe zu stehen, war danach einen Kopf kürzer.

Er sah mich an, änderte seine Meinung in Hinsicht auf die Diskussion und sagte:

„Ich werde wieder kommen. Ich werde dich hier rausholen.“ Ich sah ihn nur an und hatte keinerlei Angst mehr. Das hier war allein meine Entscheidung, die ich unabhängig von anderen Meinungen fällte.

„Ich werde auf dich warten!“ Qui-Gon drehte sich um und rannte los. Ich lief zu den Kontrollkonsolen. Ich schickte alle Droiden in die hinterste Ecke der Burg, in der Hoffnung Qui-Gon damit den Weg zu erleichtern. Dann fand ich endlich die Möglichkeit, die Überwachungskameras zu benutzen, so dass ich sehen konnte, wo Qui-Gon war. Ich öffnete ihm die Türen und ich tat es auch weiter, als ich sah das Forial endlich hergefunden hatte. Ich verschloss ihm den Weg, mithilfe der Laserstrahlen und wandte mich ihm zu. Er war alt. Dennoch war er immer noch stark oder sah zumindest so aus. Zornig war er auf jeden Fall.

„Mach die Tür auf, Nehallania. Ich warne dich. Du solltest mich nicht noch mehr reizen. Das könnte schlecht für dich sein. Ich schnaubte und wandte mich von ihm ab. Stattdessen öffnete ich Qui-Gon die letzte Tür und sah mit an, wie er davonflog. Ich stöberte in Forials Daten, nach Informationen, über das was er vorhatte.

„Los! Brecht sie auf.“ Ich sah auf, und sah wie Forials Männer versuchten, den Stromkreis der Tür zu überbrücken und sie dadurch zu öffnen. Kurzerhand verschloss ich die Tür zusätzlich mit dem Feuerschutz, das man nur vom Hauptcomputer wieder öffnen konnte. Und am Hauptcomputer saß ich! Am Liebsten hätte ich auch den Alarm so einfach ausgeschaltet, aber das hatte Forial mit einem Passwort verhindert. Intelligent war er, das musste man ihm lassen. Aber für mich war es nicht das allerbeste und nach seinen Plänen zu urteilen, auch nicht für alle anderen Lebewesen. Er hatte eine riesige Droidenarmee gebaut, mit der er alle Welten überfallen wollte. Er wollte sie den Jedi ähnlicher machen und deswegen, hatte er erst Henry und dann mich gebraucht.

Er hatte eine Maschine gebaut, welche die Macht unseres Volkes, die in uns wohnte, auf die Droiden übertrug. Doch musste man diese Maschine freiwillig betreten. Henry hatte er dazu bringen können. Doch Henry war in die Geheimnisse unserer Fähigkeiten nicht eingeweiht gewesen, deshalb hatte sich seine Macht zu schnell verzehrt und als Forials Maschine endlich richtig funktionierte, hatte Henry keine Macht mehr besessen. Deshalb hatte er mich hier hergelockt. Ich kannte meine Macht und konnte sie auch benutzen. Jetzt musste er mich nur

noch brechen, um mich in diese Maschine zu bekommen. Dann hätte er gesiegt. Aber das würde ich ihm nicht so leicht machen. Ich hatte 82 Jahre als Sklavin überlebt, das hatte ich mir nicht erkämpft um jetzt von ihm gebrochen zu werden.

Doch mir war klar, dass er mir vielleicht diese Wahl nicht lassen würde. Ein Zischen von der Tür, holte mich aus meinen Gedanken. Sie durchbrachen die Tür. Ich stand auf und machte mich innerlich so bereit, wie man eben bereit sein konnte in einer Lage, wie der meinen. Die Mitte der Tür fiel in den Raum und mit ihm gleich ein paar Bewaffnete, die einen Kreis um mich bildeten, die Waffen im Anschlag. Nach ihnen kamen ein paar andere Leute, die zu den Kontrollkonsolen eilten und nun wie wild auf ihnen herumdrückten um zu sehen, ob, und wenn ja wie, ich diese Burg sabotiert hätte. Danach endlich kam Forial. Seine Augen hatten sich zu Schlitzeln verengt. Und obgleich er alt war, war er erfurchtgebietend, für jene Leute, die nicht so wie ich dachten. Ich sah in ihm nur einen verrückten, alten Mann, der seinen Sohn verloren hatte und nun Rache wollte.

Er trat direkt vor mich. Ein Klatschen war zu hören und mein Kopf wurde zum zweiten Mal zur Seite gerissen. Und wie beim ersten Mal, wandte ich mich dem Schläger wieder zu, doch diesmal mit einer absolut gleichgültigen Miene.

„Du hast meinen Sohn erschossen.“ Wieso müssen solche Leute nur immer so einfallslos sein? Ich sah ihm in die Augen und erwiderte lediglich:

„Ihr habt meinen Bruder getötet.“ Er lachte.

„Das hast du selbst zu verantworten. Hättest du ihn damals nicht abgeschoben, hätte ich es niemals getan. Du bist selbst Schuld daran.“ Er glaubte tatsächlich, was er da sagte. Er musste so oft vor meinem Bruder gelogen haben, dass er es nun selbst glaubte.

„Ich habe das einzige getan, dass Henry ein besseres Leben ermöglichen hätte können. Es war die falsche Entscheidung. Doch woher hätte ich das wissen können? Mein Fehler bestand nur darin, dass ich zu naiv gewesen bin. Doch das ist jetzt vorbei. Ich werde euch nicht vertrauen und ich werde euch bei euren Plänen nicht unterstützen. Ihr habt verloren. Die Jedi werden euch aufhalten.“ Er trat auf mich zu und sagte leise und bedrohlich:

„Wenn sie kommen, wirst du längst tot sein und ich werde die mächtigste Droidenarmee haben und sie werden die Jedi vernichten. Ich werde dich brechen. Und du wirst mir bereitwillig helfen. Und in dem Augenblick ihres Todes werden deine neuen Freunde erfahren, dass du es warst, die ihnen den Untergang gebracht hat.“ Er gab den Bewaffneten ein Zeichen und zwei davon griffen meine arme und drehten sie mir auf den Rücken, so dass ich am liebsten aufgeschrien hätte. Doch ich verzog keine Miene und sagte nur:

„Ihr werdet keinen Erfolg haben. Ihr werdet an mir scheitern, das verspreche ich euch.“ Er lachte nur und machte ein weiteres Zeichen, woraufhin ich gewaltsam abgeführt wurde. Ich merkte mir all die Gänge und Treppen nicht, da ich nicht vorhatte zu Fliehen. Als es kalt und feucht und die Wände dreckig wurden, war klar, dass wir unser Ziel fast erreicht hatten. Einer der Bewaffneten stieß eine Tür auf, worauf hin mich die anderen beiden mich aller Kraft hinein warfen, so dass ich gegen die Wand prallte. Sie stießen die Tür hinter mir zu und verriegelten sie.

Ich glitt an der Wand hinab und umklammerte meine Beine. Es war kalt. Die Kälte kroch in meinen Körper, umhüllte mich und nahm mein ganzes Bewusstsein in Anspruch. Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte mich jetzt nicht so treiben lassen. Ich musste mich zusammen reisen. Forial würde mir wehtun und ich stellte erst gar nicht in Frage, ob er es konnte oder nicht. Denn ich wusste, dass er dazu in der Lage war. Ich konzentrierte mich auf Henry und versuchte die Trauer die in mir aufstieg zu unterdrücken. Wenn ich hier rauskommen wollte, dürfte ich mich nicht meinen Gefühlen hingeben.

Zum ersten Mal war ich fast ein wenig froh im Gefängnis gewesen zu sein. Ich hatte gelernt, was man tun musste um zu überleben. Ich hatte gelernt meine Gefühle zu unterdrücken, bis ich Zeit hatte mich mit ihnen zu beschäftigen und zu verstehen, was geschehen ist. Ich hatte

gelernt mir selbst Hoffnung zu geben und allein zu sein. Und genau deshalb würde ich überleben.

Ich überlegte wieder einmal, was ich tun würde wenn ich hier herauskam. Nun da auch Henry tot war, hatte ich nichts mehr. Keine Verpflichtungen, keine Verwandten, nur noch Erinnerungen. Henry hatte mich gebeten, ein Lebewesen zu retten, das sein verschwendetes Leben leben würde. das würde ich tun. Denn es war sein letzter Wunsch gewesen. Die Frage war nur noch, wie ich in eine Situation kommen sollte, in der ich anderen das Leben retten könnte, denn auch für Rusty, Helen und Tam sollte es ein Leben geben.

Ich fühlte mich hilflos, da es nicht einmal sicher war, ob ich mich selbst retten könnte und die Frage, ob ich andere retten könnte, schon fast absurd war. Ich stand auf. Dieses Verlies war extra dafür gebaut worden, den Insassen zur Verzweiflung zu bringen. Ich konnte jetzt nicht einfach aufgeben. ich musste einen weg aus dieser Lege finden. Mein Problem war das Eingesperrt sein. Das war es, das mich so verzweifelt machte. Ich musste einen Weg aus dieser Zelle finden.

Aber den kannte ich doch schon lange! Ich hatte ihn schon vor vielen Jahren in einer ähnlichen Lage gefunden. Ich setzte mich wieder hin und schlug die Beine übereinander. Meditieren. Es gab mir die Kraft, mit meinem Geist jedes Verlies zu verlassen. Und mein Geist war es, der unter der Enge litt. Ich sah mich hier gründlich um. Es gab sehr viele Aktivitäten. Unablässig wurden neue Droiden gebaut. Es gab tausende davon. Doch waren hier nur sehr wenig Menschen oder menschliche Wesen. Forials Macht beruhte auf den Droiden. Ohne sie war er machtlos. Verloren. Dann spürte ich die größte Energiequelle.

Sie war nicht, wie ich erwartet hatte, eine der Technologien, ohne die diese Weltraumburg nicht hätte existieren können, sondern Forials Maschine. Dieselbe Maschine, die Henrys Macht von ihm genommen hatte, und dieselbe, die das gleiche auch mit mir tun sollte. doch schien Forial den Droiden nicht zu vertrauen, denn je näher ich mir das ganze ansah, desto mehr versteckte Waffen sah ich. Sie waren darauf eingestellt, Droiden, die sich der Maschine näherten, zu töten. Meine genauere Inspektion dieser, wurde von ein paar sehr brutalen Foltermännern unterbrochen.

Ich möchte hier nicht ins Detail gehen, denn manche Wunden kann auch die Zeit nicht heilen, manchen Schmerz, der tief in uns sitzt und uns nicht mehr loslässt. Doch wie gerne hätte ich mich in jener Zeit, in die Gefühllosigkeit der Meditation begeben, doch dadurch hätte Forial sein Ziel erlangt. So ertrug ich die Schmerzen ohne zu Schreien, denn das war mein Versprechen an mich selbst gewesen: Niemals vor Schmerz zu Schreien bis ich mein Leben selbst bestimmen konnte. Ich gab nicht auf und wartete, so wie ich es Qui-Gon versprochen hatte.

Bis zu dem Tag, da er zurückkam. Mit all meiner macht, hatte ich stets nach ihm Ausschau gehalten und nun war es soweit. Ich konnte ihn fühlen und mit ihm andere Jedi. Mächtige Jedi. Mein Plan, der während der Ruhepausen zwischen dem foltern entstanden war, sollte nun ausgeführt werde. Kurz darauf, holten mich die Folterknechte wie immer aus meinem Verlies und brachten mich in die Folterkammer. Sie rissen meine Arme zu den Ketten, die aus der Decke ragten. nachdem ich dort mehr hing als stand trat Forial auf mich zu.

„Meine ... Helfer haben mir berichtet, dass es wohl an der Zeit wäre, dich erneut zu fragen, ob du mich unterstützen willst. Nun was sagst du?“ Meine stimme klang rau und kratzig und nicht wirklich nach mir als ich antwortet:

„Bitte ich tu alles, aber keine Foltern mehr. Bitte nicht. Ich werde dir alles erzählen, was immer du willst.“ Ich ließ meinen Kopf hängen und sah wirklich bemitleidenswert aus. Forial grinste. Er glaubte mich endlich gebrochen zu haben und wollte dieses Gefühl nun richtig genießen.

„In Ordnung, Nehallania. Du wirst sehen, dass wir gut miteinander auskommen werden, wenn du das tust, was ich will. Und das wirst du doch?“ Ich nickt nur schwach. Doch er wollte unbedingt etwas hören:

„Ich glaube ich habe dich nicht verstanden.“

„Was immer ihr wollt, Meister.“ Es kostete mich viel, das zu sagen, doch es stand zuviel auf dem Spiel. Forial war jedenfalls überzeugt.

„Führt sie in die Gemächer, die nun leer stehen. Gebt ihr die Möglichkeit sich zu waschen und etwas Neues anzuziehen. Und dann bringt sie zu mir.“ Er verließ den Raum und ich wurde von den Ketten losgemacht und durch viele Gänge hindurch in ein anderes Zimmer geführt.

Dort stand ein großes Himmelbett und durch eine Tür kam man in ein großes Badezimmer. Alles war auf Hochglanz poliert, überall waren Schränke in unterschiedlichster Größe und Form. Ich bestaunte erst einmal meine ganze Umgebung, bevor ich mich in den Schränken nach einem Kleid umsah. Ich entschied mich für ein Schwarzes, in dem man auch ohne Probleme rennen konnte, da es unten sehr weit war. Es war außerdem mit ein paar kleinen Perlen und kunstvollen Stickereien verziert. Dann ging ich damit in Badezimmer, wo ich mich wusch und umzog, nachdem ich meine Wunden geheilt hatte. Ich hatte das bis jetzt nicht getan, da ich nicht gewusst hatte, wie oft ich mich würde heilen müssen. Als ich mit Waschen und umziehen fertig war, frisierte ich mich noch in einer sehr kunstvollen Art und Weise, was ich durch einen silbernen Haarschmuck noch mehr betone.

Ich betrachtete mich im Spiegel und stellte fest, das Henry recht gehabt hatte. Wenn ich mir mit meinem Aussehen Mühe gab, sah ich wirklich wunderschön aus. Ich betrat den Korridor auf dem bereits ein Mensch stand, der mich zu Forial geleiten sollte. Ich folgte ihm und spürte, wie Qui-Gon und die anderen Jedi gerade landeten. Ich war nach meinen Berechnungen zu früh. Ich betrat, hinter meinem Führer, einen großen Saal. Die Wände waren mit Bildern behangen und die Säulen waren allesamt reich verziert.

Es war wunderschön und ich könnte mir sehr gut vorstellen, dass man in diesem Saal viele glückliche Stunden hätte verbringen können, wenn er nur jemand anderem gehört hätte. Forial saß an einem der Tische die auf der Linken Seite standen und über dem sich leicht verzerrte, blau schimmernde Planeten kreisten. Man nannte dies einen Hologrammtisch. Die Daten, die man sonst nur auf einem Bildschirm sehen konnte, wurden durch irgendeine Maschine in dreidimensionaler Form direkt über dem Tisch sichtbar. Forial sah auf. Er sah mich dort stehen, in dem Kleid. Und, wie ich aus seinen Gedanken wusste, wünschte er sich, jünger zu sein. Er trat auf mich zu. Doch dann geschah etwas, das ihn vorerst ablenken sollte. irgendwas piepste. Forial holte ein kleines, metallenes Ding von seinem Gürtel und drückte es.

„Ja?“ eine metallisch klingende Stimme antwortete:

„Wir müssen sie davon in Kenntnis setzten, dass wir einige Eindringlinge hier haben.“ Forial wurde weiß und antwortete harsch:

„Bleibt genug Zeit für die Umwandlung der Droiden?“ Ohne aufzuschauen spitzte ich die Ohren. Waren meine Berechnungen richtig gewesen? Es hing sehr viel davon ab und wenn sie falsch waren, dann...

„Nein dafür ist es zu spät.“ sagte die Stimme aus dem länglichen Ding.

„Ich komme.“ Sagte Forial und steckte es weg.

„Wir bekommen Besuch, Nehallania. Willst du ihn nicht mit mir begrüßen?“ Ich sah ihn an:

„Wenn ihr es wünscht, Meister.“ Er lächelte und streckte mir seinen Arm entgegen. Es war im Moment so ziemlich das letzte, was ich tun wollte, aber nun musste ich das bis zum Ende durchziehen. Ich hackte mich bei ihm unter und ließ mich von ihm in die Kommandozentrale führen. Dort angekommen, ließ er mich los und eilte auf einen der Navigatoren zu:

„Aktiviert die Zeitbombe.“ Ich achtete nicht weiter auf ihn, sondern auf Qui-Gon und die anderen. Sie waren ganz nahe. Scheinbar rannten sie, da sie sich sehr schnell fortbewegten. Dann tauchten sie an der Tür auf. Erst jetzt fielen mir die ganzen Droiden auf, die mittlerweile hier im Raum standen. Forial war schräg vor mich getreten und stand scheinbar lässig da. Es herrschte absolute Stille, als die Jedi einfach durch die Tür traten. Ich hatte den Blick auf den Boden gerichtet, so dass sie mich wohl auf den ersten Blick nicht sehen würden. Es waren fünf. Qui-Gon, ein Mensch, ein großes blaufarbiges Wesen, dessen Kopf sich auf der Hinterseite in zwei große, lange „Zöpfe“ spaltete, zwei längliche Wesen mit drei Stielaugen und ein junges

Wesen, das fast wie ein Mensch aussah, bis auf die Tatsache, dass er an jeder Hand nur drei Finger hatte. Sie standen ganz ruhig da. Forial durchbrach die Stille:

„Ihr seid zu spät. Eure kleine Freundin hat längst kapituliert. Und ihr solltet diesem Beispiel folgen. Komm her, Nehallania!“ Er wandte sich mir zu. Ich hob den Blick und ging auf ihn zu und sah die Jedi dann mit einem stumpfen Blick an. Qui-Gon starrte mich an und konnte nicht glauben, was er da sah, doch verbarg er seine Enttäuschung. Ich spürte wie Forial seine Waffe zog. Es war eine jener Waffen, die kleine metallene Kügelchen verschossen. Jene Waffen, die von Jedi-Schwertern nicht abgeblockt werden konnten. Ich spürte ebenso, wie der menschliche Jedi zum Sprechen ansetzte und ergriff die Initiative.

„Du erlaubst, dass ich mich zurückziehe? Der Tag war sehr anstrengend.“ Ich sagte es mit leiser kraftloser Stimme. Forial sah mich von der Seite an:

„Aber natürlich am besten solltest du dich hinlegen. Ich werde bald nachkommen.“ Ich wollte gar nicht wissen, wie er den letzten Satz gemeint hatte. Doch er gab zwei Droiden das Zeichen mich zu begleiten. Und das war es, auf dem mein ganzer Plan aufbaute. Ich ging langsam auf die Tür zu, während ich forial sagen hörte:

„Sie ist mir treu ergeben, meine kleine Nehallania.“ Dann hielt ich es nicht mehr aus. Ich blieb stehen und die Droiden mit mir. Ich wandte mich um und sah Forial an:

„Mein Name ist Elwen und klein war ich noch nie.“ Dann drehte ich mich blitzschnell um die eigene Achse, wobei ich dem einen Droiden seine Waffe entriss und auf Forial schoss. Ich traf. Er fiel. Und dann geschah vieles gleichzeitig:

Die Jedi begannen sofort die Droiden auszuschalten. Die Navigatoren und sonstigen Menschen flüchteten. Und die Droiden schossen auf die Jedi und ich schoss auf die Droiden. Schließlich stand ich da. Mit der Waffe in der ausgestreckten Hand. Dann drehte ich mich zu den Jedi, die wohl nicht so genau wussten, was sie jetzt tun sollten. Ich sagte mit fester Stimme:

„Ich habe zwei Wesen an ihrem Schicksal zerbrechen sehen. Ich weiß also, wie man sich dann benimmt.“ Qui-Gon trat einen Schritt auf mich zu. Er wollte etwas sagen, doch mir war klar, dass wir dafür keine Zeit hatten.

„Die einzige Möglichkeit hierher zu gelangen, bestand darin so zu tun, als hätte ich aufgegeben. Aber wir haben jetzt keine Zeit für lange Erklärungen. Forial hat eine Zeitbombe aktiviert. Er allein weiß das Lösungswort. Wenn er verliert, so wie jetzt, geht die Bombe hoch. Gewinnt er, kann er sie abschalten. Deshalb müssen wir hier raus.“ Der Mensch sah mich an.

„In Ordnung. Sollte die Bombe doch nicht hochgehen, können wir zurückkehren.“ Er drehte sich um und verließ den Raum. Die anderen Jedi folgten ihm. Nur Qui-Gon nicht, der mir wohl noch etwas sagen wollte. Ich sah ihn nur an und sagte: „Später.“ Er nickte und wir folgten den anderen. Zwei Mal trafen wir auf Droiden, die von den Jedi niedergemacht wurden. Dann trafen wir auf eine verschlossene Tür. Ich drängte mich an den Jedi vorbei und drückte eine Zahlenfolge in den Schalter neben der Tür. Sie öffnete sich langsam.

„Ich hab einen Hauptcode eingegeben. Damit kann man jede Tür öffnen.“ Der drei Finger Jedi fragte mich:

„Woher kannst du das.“ Ich sah ihn leicht belustigt an:

„Ich habe keine Ahnung.“ Und das meinte ich ernst. Und sie wussten das. Die Tür war offen und so rannten wir weiter. Wir verließen die Burg und eilten auf ein Raumschiff zu. Das heißt eigentlich waren es zwei. Es war ein großes in das gut 10 Leute passten und an dem Qui-Gon A-24 Sleuth befestigt war, sodass man vom einen ins andere Umsteigen konnte, ohne zu Landen. Wir hatten es fast erreicht, als ich es spürte. Ich wusste nicht genau was es war, aber es war Gefahr und sie kam von hinten.

Ich drehte mich um und sah einen Menschen 500Meter entfernt stehen, der eine Waffe in der Hand hatte. Dann schoss er. Ich konnte nicht mehr ausweichen und zum zweiten Mal fühlte ich wie eine Kugel in mein Fleisch drang. Ich schrie nicht ich fiel einfach nur. Qui-Gon schrie. Und fing mich auf, bevor ich auf dem Boden aufschlug. Er trug mich ins Raumschiff, während der Mensch nun versucht auch ihn zu treffen. Er schaffte es und das Raumschiff hob ab. Er

legte mich auf den Boden und hielt mich fest. Er warf einen Blick auf die Wunde und sein Gesicht erstarrte. Ich wusste nicht was er gesehen hatte. Mein Blickfeld wurde kleiner, undeutlicher. Ich sah ihn an:

„Ich wusste, dass du kommst.“ Er hielt mich noch fester und wollte etwas sagen, doch das konnte er nicht. Ich aber musste ihm noch etwas mitteilen: „tulin o Elwen!“ Dann...

... eine Hand, die meine hielt...

... „Du darfst nicht aufgeben!“ Qui-Gon!...

...Ich stand an einem Abgrund. Ich wollte mich umdrehen und weglaufen. Doch hinter mir lauerte eine Dunkelheit, die versuchte mich zu zerschmettern. Ich hatte keinen Ausweg mehr. Ich wollte aufgeben. einfach springen und alles vergessen. Doch da war eine Hand, die mich festhielt. Die mich nicht gehen ließ. Die mir versuchte einen Weg zu zeigen, den ich nicht sah...

... „Du musst zurückkommen!“...

... ich machte den Schritt in die Dunkelheit. Ich folgte der Führung dieser Hand und der Stimme und ging durch das Dunkel, in dem sich nun ein Weg befand. Ich ließ das Dunkel hinter mir und kehrte zurück...

Ich lag im Bett. Qui-Gon saß neben mir und hielt meine Hand. Ich konnte ihn spüren. Er machte sich Sorgen. Um mich. Ich schlug die Augen auf.

„Willkommen zurück in der Welt der Lebenden.“ Sagte Qui-Gon erleichtert. Ich musste dem Tod sehr nahe gewesen sein. Langsam drehte ich den Kopf und spannte alle Muskeln einmal an und ließ sie wieder locker. Ich hatte keine Schmerzen und alles schien in Ordnung zu sein mit mir. Ich sah ihn an.

„Wie lange habe ich geschlafen?“ Er hielt meine Hand noch immer. Und gab mir dadurch ein Gefühl der Geborgenheit. „Zwei Wochen.“ Vor Schreck bekam ich einen Hustenanfall. Als ich mich wieder erholt hatte starrte ich ihn an. er schien etwas Ähnliches erwartet zu haben, denn er fügte hinzu:

„Die Kugel war vergiftet gewesen. Du hast ohne Gegengift, oder Heilmittel überlebt und das ist etwas das kein Mensch jemals von sich behaupten könnte.“ Meine Augen bekamen einen fast wehleidigen Ausdruck als ich leise sagte:

„Ich bin auch kein Mensch.“ Ich sah aus dem Fenster und ließ seine Hand los. Und wir schwiegen eine Weile. Doch dann musste ich es endlich wissen:

„Wieso bist du hier?“ Er antwortete nicht sofort.

„Ich hielt es für die beste Idee dich hierher zu bringen. Es hätte ja nicht schaden können. Und falls es dir genutzt hätte...“ Er klang unsicher und sah mich nicht an. ich richtete mich auf.

„Immerhin lebe ich noch.“ Er lächelte. Er sah müde aus. Ich sah wieder aus dem Fenster. Nach einer Weile atmete er ruhig und gleichmäßig. Er war eingeschlafen. Ich erinnerte mich an jenen Tag, an dem wir in die Stadt gegangen waren, um Hinweise zu finden. Wie damals verließ ich das Bett und ging aus dem Haus, um mich auf den Felsen über dem See zu setzen. Die Sonne schien darauf und er glitzerte. Es war schön und obwohl ich schon oft hier gesessen hatte, kam es mir so vor, als wäre es das erste Mal.

Ich hatte das Gefühl, als würde mein altes Leben langsam verblassen. Nur einer aus meinem alten Leben war noch mehr oder weniger am Leben. Ethaerin! Ihn gab es noch und mit ihm, musste ich nun ebenfalls endgültig Schluss machen. Dann erst konnte ich von vorne beginnen. Ich stand auf. Je eher ich das hinter mich gebracht hatte, desto eher konnte ich meinen eigenen Weg gehen. der Stall sah aus wie immer.

Die Pferde standen in ihren Boxen und scharrtten mit den Hufen. Ich öffnete alle Boxen, sodass sie hinaus konnten wenn sie wollten. Eines führte ich hinaus und bestieg es. Ich ritt den Weg bis zum Tempel, den das Pferd bereits auswendig kannte. Er sah aus wie immer. Nichts hatte sich verändert. Die Pflanzen endeten so abrupt, wie sie es immer schon getan hatten. Langsam

trat ich ins Innere. Ethaerin stand nicht dort wo er sonst immer gewesen war. Doch er war hier, wie hätte es auch anders sein sollen! Ich schritt zum anderen Ende, vorbei an den Säulen.

„Ich dachte, du willst meinen Weg nicht gehen!“ Ich wandte mich zu ihm um. Er stand vor dem Eingang, so als wolle er mich nicht mehr hinauslassen. Er hatte zwei Kurzschwerter in der Hand.

„Ich wollte dir eigentlich nur sagen, dass ich jetzt gehen werde. Ich werde jetzt ein neues Leben anfangen. deshalb bin ich hierher gekommen, um jetzt auch diesen Teil meines Lebens abzuschließen. Denn obwohl du keine guten Absichten gehegt hast, hast du mir vieles beigebracht.“ Er fauchte wie ein in die Enge getriebenes Tier. Er begab sich in eine Kampfstellung.

„Wenn du gehen willst, werde ich dich töten. Du wirst mich ins Leben zurückbringen, dann lass ich dich vielleicht laufen.“ Ich sah ihn nur an:

„Nur jemand, der mit dem Rücken zur Wand steht, versucht jemanden zu Erpressen. Gib es auf Ethaerin. Mich hast du schon lange verloren.“

„Wie du willst!“ Er rannte auf mich zu. Ich wartete, bis kurz bevor er mich erreicht hatte. Dann sprang ich einen Salto schlagend auf eine der Säulen dort zog ich die Verzierungsschwerter aus dem Stein. Ich sprang wieder zurück auf den Boden. Ich parierte seine ersten Schläge. Dann ging ich zum Angriff über. Ich drängte ihn zur Wand und ließ die Schläge nur so auf ihn hernieder prasseln, bis er schließlich meine Schwertspitze auf seiner Brust fühlte.

„Es ist vorbei Ethaerin. Ich habe dir nichts mehr zu sagen. ich hoffe für dich, dass du irgendwann den Weg in den Tod finden wirst, um nicht für immer und ewig hier sein zu müssen.“ Ich drehte mich um ging zu der Säule und nahm von ihr nun auch die Scheiden meiner zwei langen Jagdmesser.

„Du wirst mich nicht vergessen, Nehallania! Du wirst immer an mich denken. Du wirst zurückkommen.“ Ich wandte mich im Gehen zu ihm um:

„Nein, denn Nehallania wird es nicht mehr geben. Ich werde von vorne beginnen. Und du wirst diesem neuen Leben keinen Platz finden.“ Ich ging weiter und ließ ihn allein. Er schrie mir hinterher. Zuerst verfluchend, dann verzweifelnd. Doch ich ging weiter.

Die Sonne war rot und schien im See zu versinken. Ich saß auf dem Felsen über dem See und sah auf das Wasser. Auf meinem Schoß lagen die zwei langen Jagdmesser in ihren Scheiden und mit einem Tuch verhüllt. Qui-Gon trat von hinten an mich heran. Er setzte sich zu mir. Er fragte mich nicht, was in dem Tuch war, vielleicht weil er dachte ich würde es ihm schon sagen.

„Wovor hast du Angst?“ Ich sah ihn verblüfft an. er wandte seinen Blick von der Sonne ab.

„Während du geschlafen hast, hast du immer wieder in deiner Sprache geschrien. Es klang panisch!“ Wovor hatte ich Angst?

„Ich habe davor Angst mich selbst zu verlieren. Ich habe Angst davor, die falschen Entscheidungen zu fällen. Jede meiner Entscheidungen hat sich bisher als dumm erwiesen.“ Ich starrte mit ausdruckslosem Blick auf den ersten Stern am Himmel.

„Undomiel bedeutet Abendstern. Ich bin der Abendstern der Maschi. Ich habe mein Volk nie gekannt.“ Was immer mich dazu gebracht hatte das zu sagen. dieser Moment war vorbei. Ich schüttelte leicht den Kopf und kehrte wieder in die Gegenwart zurück.

„Ich habe nie gelernt meine eigenen Entscheidungen zu treffen. Ich habe Angst davor es jetzt zu tun. Ich brauche jemanden, der mir sagt, was ich tun soll. Der die gleichen Ziele verfolgt, wie ich. Jemand der mir einen Weg vorgibt, der mich ermahnt, wenn ich dem Rand zu nahe komme. Aber auch jemand, der mir genug Raum und Zeit lässt ich selbst zu sein. Davor habe ich Angst: Verlassen zu sein! So wie ich es immer war.“ Eine Weile sahen wir dem Sonnenuntergang zu.

„Welche Fähigkeiten hat dein Volk?“ Amüsiert beobachtete ich ihn.

„Nun ja, wir können unsere Wunde schneller heilen. Wie du bereits weißt. Wir haben auch die Fähigkeit, Gegenstände zu bewegen ohne sie zu berühren. Wir können auch die Gedanken anderer lesen.“ Qui-Gons Blick bohrte sich in meine Augen und ich erwiderte ihn ohne Scheu.

„Ich tue es nur nicht. Ich denke, dass jedes Lebewesen ein recht auf seine eigenen Gedanken hat. Und das sollte niemand ändern. Außerdem ist es außerhalb meines Planeten schwieriger.“ Es war keine Ausflucht, es war die Wahrheit und Qui-Gon glaubte mir. Ich konnte es spüren.

„Hast du meine Gedanken schon einmal gelesen?“ Er wirkte unsicher. Oder bildete ich mir das nur ein?

„Nein habe ich nicht. Ich will damit aufhören. Die traurigste unserer Fähigkeiten, ist unser selbst gewählter Tod. Wann immer wir es wünschen, können wir sterben. Ohne Gewalt. Außerdem haben wir die Möglichkeit, in die Zukunft zu sehen. Aber das ist eine gefährliche Sache.“ Fügte ich hinzu als Qui-Gons Kopf zu mir herumfuhr und er etwas sagen wollte. Nun runzelte er die Stirn und fragte mich dann:

„Wieso ist es so gefährlich?“ ich seufzte und wandte mich wieder der Sonne zu, die schon fast verschwunden war.

„Wenn man die Zukunft bereits kennt und sie ist nicht gut, ist man versucht sie zu ändern. Man will einen anderen Weg einschlagen, um das was geschehen soll zu ändern. So etwas gab es schon einmal bei unserem Volk. Jemand von uns sah voraus, dass seine Geliebte sterben sollte. er verhinderte es, doch später starb sie dennoch. Eine Krankheit tötete sie und die Hälfte meines Volkes starb mit ihr. Doch während ihr Tod vorausbestimmt war, starben die anderen nur weil sie bei ihrem vorbestimmten Tod nicht starb.

Wenn das Schicksal jemanden zum Tode verurteilt, kann man ihn nicht mehr retten. Er stirbt, egal was man tut. Die Frage ist nur, wenn man das Schicksal ändern würde, wie viele andere würden dann auch sterben? Ich hätte Henry vielleicht retten können, doch dann hätte Forial mit seiner Droidenarmee auch andere Sterne angegriffen. Deshalb ist es so gefährlich in die Zukunft zu sehen. Weil man nie weiß, wie man auf das, was man gesehen hat, reagiert.“ Wir schwiegen eine Weile. Die Sonne versank. Kühler Nebel kroch über die Wiese. Ich blickte Qui-Gon von der Seite her an und überlegte. Es gab da etwas, das ich noch nicht wusste. Etwas, das er mir noch nicht erklärt hatte. Irgendwann musste ich es ihn fragen. Und wenn wir zurück auf Coruscant würde ich vielleicht nie mehr die Möglichkeit dazu haben. Und es würde vieles erklären.

„Qui-Gon? Warum bist du mir gefolgt? Wieso hast du mir so schnell vertraut?“ Pause! Er sah auf den noch immer roten Himmel. Die ersten Sterne standen längst am Himmel.

„Es gibt bei den Jedi die Prophezeiung, dass einer der Macht das Gleichgewicht bringen wird.“ Leise sagte ich.“

Und du glaubst, dass ich das bin.“

„Während du im Krankenhaus warst, haben wir mit deinem Blut einen Test auf Midi-Chlorianer gemacht.“ Er hielt kurz inne. Dann fügte er hinzu:

„Es gibt eine Skala, je nachdem wie viele Midi-Chlorianer man hat, ist man fähig ein Jedi zu werden oder nicht. Dein Wert ging weit über diese Skala. Du hast so viele Midi-Chlorianer, dass der Computer nicht einmal dazu in der Lage war, deinen genauen Wert auszurechnen. Wir wissen zwar nicht ob das bei deinem Volk normal ist, aber du bist so gut wie ein Wunder.“ Entgegen seiner Erwartungen, seufzte ich.

„Das scheint mein Fluch zu sein: Anders zu sein als alle anderen. Ich bin es leid. Ich will endlich einmal eine Familie haben. Und nicht mehr!“ Qui-Gon schien vollkommen gelassen zu sein:

„Auch ich habe meine Familie nie gekannt. Ich kenne nicht einmal ihre Namen. Die Jedi wurden meine Familie. Sie waren für mich immer da.“

„Wieso bist du mir gefolgt? Warum hast du versucht, mich mit meiner Vergangenheit aus der Fassung zu bringen?“ Nun war es an Qui-Gon zu seufzen.

„Ich bin dir gefolgt, weil du mich faszinierst. Du bist über 70 Jahre lang eine Sklavin gewesen. Doch alles was du wolltest, war andere zu beschützen. Du hast nicht an dich gedacht, was mit dir passieren könnte. Du lebst jeden Tag, als gäbe es für dich nur noch diesen einen für dich. Du denkst kaum an das was morgen kommen wird. Deine Gedanken sind auf das hier und jetzt gerichtet.“ Es war noch nicht alles, doch ich wusste, dass er mir nun nicht mehr erzählen würde. Es war Nacht geworden. Der Himmel war mit Sternen übersät.

„Hat jeder Stern sein eigenes System?“ „Die meisten. Aber nicht jedes System gehört zur Republik und nicht jedes ist bewohnt.“ Ich sah empor und versuchte mir vorzustellen, wie viele Lebewesen das ergab. Wie viele verschiedene menschliche Wesen. Wie viele Wesen in diesem Moment, auf irgendeiner Welt gerade starben, und wie viele in diesem Moment geboren wurden. Auf wie vielen Planeten nun Krieg herrschte. Qui-Gon schien anderen Gedanken nachgegangen zu haben, denn er fragte mich:

„Was willst du nun tun? Ich werde zurückkehren müssen.“ Ich wandte meinen Blick von den Sternen ab.

„Ich weiß es nicht genau. Aber ich werde nicht mehr hier bleiben. Hier habe ich nur noch Erinnerung. Das hier...“ ich machte eine ausholende Handbewegung. „...ist das Leben von Nehallania. Ich muss nun mein neues Leben als Elwen beginnen. Ich würde gerne mitkommen und ein Jedi werden. Ich habe Henry versprochen ein Leben für ihn zu retten. Und ich will das auch für Helen und Rusty tun. Und hier hält mich nichts mehr.“ Qui-Gon sah mich seufzend an:

„Selbst wenn du ein Jedi wirst, wogegen genug Punkte sprechen, ist das Leben eines Jedi nicht leicht. Du müsstest für immer weiterkämpfen und wir haben mehr Feinde als gut für uns ist.“ Ich nickte nur. Dann lächelte Qui-Gon:

„Wenn du jedoch ein Padawan werden solltest, würde ich dich sehr gerne ausbilden.“ Ich konnte mir vorstellen, wie schwer ihm das nach Xanatos fallen musste. Ich fragte mich selbst, was ich getan hätte, wenn mein eigener Schüler sich gegen mich gestellt hätte. Irgendwann stand Qui-Gon wortlos auf und ging ins Haus. Ich wusste, dass er schlafen ging. Ich war froh, dass er mir die Möglichkeit gab, mit mir selbst klar zu werden. Vorsichtig wickelte ich die beiden kurzen Jagdmesser aus dem Tuch und blickte sie an. Es war blank polierter Stahl, der in weißen, mit goldenen Mustern verzierten Griffen verschwand.

„Elnaur“ flüsterte ich leise. So würde ich sie nennen. Sternenfeuer, Schwerter von Sternenmädchen Abendstern. Jeder meiner Namen hatte etwas mit Sternen zu tun. Ich überlegte. Hatte ich den Namen aus meinem Traum gewählt? Hatte ich mich so benannt, weil hinter der Tür, von der ich von der Schicksalsfrau in meine Welt gekommen war, tausende von Sternen gewesen waren? Oder hatte ich diesen Namen schon vorher gehabt und all das war dann daraufhin so gekommen? Was war der Grund? Hatte das silberne Leuchten meiner Haut oder mein silberner Schicksalsfaden damit zu tun? Wieso die Sterne? Ich beschloss mir diese Frage zu merken, um sie später einmal zu lösen.

Dann erinnerte ich mich an meine erste Begegnung mit der Schicksalsfrau. Sie hatte mir damals gesagt, dass es zwei Fragen von mir gab, deren Antwort ja lauten würde. Eine dieser Fragen, hatte ich bereits gefunden. Würde ich Legolas in der Realität wieder sehen? Doch was war die andere Frage? Ich seufzte. Ich hatte keinerlei Ahnung. Aber das letzte Mal, hatte ich es gewusst, als ich die Frage gefunden hatte. Ich würde wohl oder übel warten müssen. Darauf lief es wohl immer hinaus. So wie ich auch auf Legolas warten würde. Ich dachte an jene Zeit, die wir gehabt hatten. Ich war alt gewesen. Mehrere hundert Jahre und ich wusste, dass ich mindestens 500 Jahre warten musste, bevor ich ihn sehen konnte. Wieder einmal warten!

War meine Entscheidung richtig gewesen? War es mein Schicksal ein Jedi zu werden? Würde ich überhaupt einer werden? Was sollte ich tun, wenn der Rat mich nicht annehmen würde? es gab so viele Fragen, doch gab es auch Antworten?

Am nächsten Morgen verließ ich meinen Planeten. Es fiel mir leichter, als ich es gedacht hätte. Während wir nach Coruscant flogen, erklärte mir Qui-Gon ein paar Dinge, die für ihn normal

waren, von denen ich aber noch nie etwas gehört hatte. Mir schwirrte bereits der Kopf, als wir ankamen. Diesmal jedoch landeten wir nicht vor dem Tempel, sondern auf einer Landeplattform, die in einen der Türme des Jedi-Tempels führte. Ich erinnerte mich daran, dass wir hier zum ersten Mal in den Sleuth eingestiegen waren. Wir stiegen in einen Lift und fuhren nach unten. Dann gingen wir durch einen Gang, dann kam uns irgendwann jemand entgegen. Qui-Gon blieb stehen und deutete mit seinem Kopf eine Verbeugung. Sein Gegenüber sah aus wie ein Mensch, bis auf seinen Kopf. Der war länger als es normal war und er hatte einen weißen Bart. Er sagte zu Qui-Gon.

„Der Rat hat bereits auf deine Ankunft gewartet. Wir beraten mit dir in ein paar Minuten.“ Er warf mir einen unbestimmbaren Blick zu. Dann fügte er hinzu:

„Allein. Vorerst.“ Dann ging er weiter. Ich sah Qui-gon fragend an.

„Das war Ki-Adi Mundi, einer der Meister im Rat. Er, Mace Windu und Yoda gehören zu den mächtigsten Jedi. Mace Windu stammt vom Planeten Haruun Kal, und hat eine schwarze Haut. Yoda ist sehr klein und hat eine grüne Haut. Doch er ist der mächtigste aller Jedi, wenn der Rat sich nicht einig ist, wird meist sein Rat befolgt, denn er ist bereits über 800 Jahre alt. Komm.“ Ich folgte ihm. Er brachte mich in eine große Halle. In der Mitte stand eine lange Reihe von Tischen. An den Seiten waren riesige Regale. Es war umwerfend. Qui-Gon trat an einen der Tische. Jetzt fiel mir auf, dass vor jedem der Stühle ein Computer eingelassen war.

Qui-Gon aktivierte einen davon, drückte ein paar Knöpfe und bedeutete mir dann, ich solle mich hinsetzen. Auf dem Bildschirm stand ein Text. Qui-Gon zeigte mir, was ich tun musste, um weiter lesen zu können. Dann verließ er mich und ich wusste, dass er zum Rat ging. Ich las mir den Text durch. Er ging über die Geschichte der Jedi. Er ging aber im Grunde nicht über die Jedi selbst, sondern mehr über das, was jeder Nicht-Jedi wissen dürfte. Ich las ihn mir sorgfältig durch, verarbeitete ihn, sodass ich noch in 50 Jahren wissen würde. dann sah ich auf die Tasten des Computers und ich hatte keine Ahnung was sie bedeuteten, dennoch drückte ich ohne zu wissen, was ich tat, auf eine von ihnen. Nun ja man könnte zwar sagen, dass ich mehr oder weniger erfolgreich war. Denn ich hatte zwar jetzt einen neuen Text, aber dennoch konnte ich es nicht lesen, denn die Sprache war leider die falsche. Nach ein paar weiteren Versuchen, hatte ich es geschafft, mir nicht nur die Sprache gewählt, sondern auch den Text gewählt zu haben. Er ging um diese Galaxie im Allgemeinen. Über die einzelnen Planetensysteme.

Zuerst, erfuhr ich welche Planeten zu welchem System gehört. Danach ging ich ins Detail, angefangen mit Coruscant. Weit kam ich jedenfalls nicht unbedingt, denn schon nach dem 6 Planeten, Ruusan, unterbrach mich qui-Gons Anwesenheit. Er kam auf mich zu und ich sah ihn an.

„Der Rat hat eingewilligt dich zu prüfen.“

„Jetzt?“ Ging das immer so schnell? Qui-Gon nickte. Er schien nicht ganz zufrieden, mit der Entscheidung des Rates. Doch er sagte nichts weiter, und so blieb auch ich still. Als wir im Lift standen, fragte ich ihn leise:

„Worin besteht die Prüfung?“ Er merkte, dass ich nervös war.

„Zuerst wird man deine Machtfindlichkeit testen, dann wird man dich über dein Leben befragen. Zumindest im normal Fall.“ Ein alter Trotz stieg in mir hoch und ein wenig traurig sagte ich:

„Ich bin anders!“ Qui-Gon wusste darauf nichts zu erwidern und nickte einfach nur.

„Wirst du dabei sein?“ Er schüttelte den Kopf. Der Lift hielt an. wir stiegen aus. Dann gingen wir auf einen anderen zu. Qui-Gon blieb davor stehen.

„Von hier an wirst du alleine gehen. Sei ehrlich und aufrichtig. Und viel Glück.“ Ich nickte ihm zu. Ich schloss die Augen und atmete noch mal tief durch. Dann öffnete ich sie wieder und trat in den Lift und ließ mein früheres Leben endgültig hinter mir. Es würde nun kein zurück mehr geben. Viel zu schnell stoppte der Lift und die Tür ging auf. Es war ein kreisrunder Raum, der überall Fenster hatte. Es gab zwölf Sitze und auf jedem schien ein anderes Wesen zu sitzen. Nur drei davon kannte ich mit Namen: Ki-Adi Mundi, Mace Windu und Yoda. Ich

erkannte sie sofort. Langsam trat ich in die Mitte des Raumes und verbeugte mich aus einer Eingebung heraus Yoda zugewandt. Sie fingen ohne Vorwarnungen an, mich über mein Leben auszufragen. Ich antwortete ehrlich und nicht zu knapp, so wie Qui-Gon es mir geraten hatte. Danach und ohne Überleitung hielt Mace Windu ein kleines Flaches metallenes Ding vor sich und forderte mich auf, ihm zu sagen, was darauf erschien. Ich hätte zwar meine angeborenen Fähigkeiten nutzen können, doch da ich Jedi werden wollte, nutze ich die Macht. Ich konnte ihm alles sagen und das nach noch nicht einmal einer Sekunde. Nur bei einem der Bilder hatte ich Probleme, waren die anderen Dinge wie ein Flitzer, ein Becher oder anderes, war es ein Astromechanikerdruide und bis dahin hatte ich den Begriff nicht zuordnen können. Kurzerhand beschrieb ich das, was ich sah und erfuhr daraufhin von Yoda erst das es ein Astromechanikerdruide war. Nach ein paar weiteren Bildern, nickte Mace Windu und Yoda übernahm meine Befragung:

„Wie du dich fühlst?“ Ich sah ihn an und überlegte kurz:

„Einsam, Sir.“ Fügte ich nach einer kurzen Pause hinzu. Yoda musterte mich eingehend, dann fragte er:

„Angst du hast?“ Wieder überlegte ich, bevor ich antwortete:

„Ja, aber wäre ich nicht ein Narr, wenn ich keine hätte?“ Mace Windu runzelte und ich fasste das als Geste auf, mich zu erklären:

„Wenn wir Angst haben, sind wir vorsichtiger. Wir überlegen, bevor wir etwas tun. Wir verhalten uns kontrollierter, wenn wir angst haben und diese Angst nicht uns beherrscht.“

„Angst für gut du hältst?“ Wieder eine von Yodas Fragen. Doch diesmal kannte ich die Antwort, die ich ihm geben wollte:

„Das kommt auf die Betrachtungsweise an. Wenn wir unsere Angst immer noch kontrollieren können, kann sie hilfreich sein, doch wenn sie uns kontrolliert, dann... es gibt einen Zusammenhang mit dem Dunklen und einer unkontrollierter Angst, den ich nicht ganz verstehen, der aber nicht gut ist.“ Yoda nickte fast unsehbar. Dann antwortete er:

„Angst führt zu Wut, Wut führt zu Hass, und Hass führt zu unsäglichem Leid!“ Ich nickte ebenfalls. Wenn man Angst hatte, etwas zu verlieren, und man tat es dann auch, wurden die meisten wütend.

„Ich bin in einer fremden Welt, in der ich niemanden kenne. Ich habe alles verloren, das ich hatte. Ich wäre dumm, wenn ich keine Angst hätte!“

„Angst du hast, obwohl, du in der Lage wärst, die Zukunft zu kennen?“ das war eine gemeine Frage, doch das hätte ich ja wohl schlecht sagen können.

„Es gibt mehrere mögliche Wege, zu denen sich die Zukunft sich entwickeln könnte. Es ist gefährlich die Entscheidungen, der Gegenwart in der Zukunft zu treffen.“ Obwohl diesmal keine Reaktion zurückkam, wusste ich, dass sie kein Wort verstanden hatten. Ich hätte am liebsten laut geseufzt.

„Wenn ich damals gewusst hätte, was für Pläne Forial mit Henry hatte, hätte ich ihn ihm niemals gegeben. Aber wenn ich es nicht getan hätte, was für ein Leben hätte Henry geführt? Und hätte ich dann fliehen können? Was wäre gewesen, wenn ich nicht überlebt hätte oder wenn es mich nicht interessiert hätte, dass dieses Volk so ermordet wurde? Forial hätte weitere Planeten vernichtet. Die Jedi in Ehren, aber wie lange hätte es gedauert, ihn zu finden und dann noch mit ihm fertig zu werden? Wenn ich damals gewusst hätte, was passieren würde und es geändert hätte, was ich sicherlich getan hätte, was wäre dann jetzt? Man kann Entscheidungen nachher immer für falsch erklären, aber zu jenem Zeitpunkt, da sie gemacht wurden, waren sie vielleicht sie einzig richtigen. Die Zukunft zu kennen ist gefährlich. Deshalb sehe ich nicht in die Zukunft.“

„Du willst jedoch ein Jedi werden, obwohl es einen Mann gibt den du liebst!“ Ich starrte Mace Windu an. Woher wusste er das? Ich fasste mich wieder und erwiderte:

„Manchmal wird uns Maschi ein Teil der Zukunft gezeigt. Aus unterschiedlichen Gründen. In meinem Fall, um mir zu zeigen, dass es noch etwas gibt, für das es sich lohnt weiterzukämpfen.“

Ich sah in der Zukunft den Mann, den ich liebe und lieben werde. Doch werde ich ihm erst in hunderten von Jahren begegnen. Falls ich dann noch lebe. Er hat auf meine Gegenwart nicht mehr Einfluss, als dass er mir die Kraft gibt, weiter zu machen. Bei ihm zu sein, ist mein oberstes Ziel. Doch da ich die Zeit nicht beschleunigen kann, rückt mein zweites Ziel solange auf den ersten Platz, bis zu dem Tag, an dem er geboren werden wird. Und mein zweites Ziel ist es ein Jedi zu werden. Und sollte ich es werden, werde ich aus dem Jediorden austreten, sobald er existiert. In ein paar hundert Jahren.“

Es war mir nicht möglich ihre Mienen zu lesen. Doch es war mir leicht egal. Sie hatten mir nicht vertraut und ich hatte ihnen die Wahrheit gesagt. Sollten sie selbst entscheiden, was sie tun würden! Yoda und Mace Windu sahen sich an und schienen sich über irgendetwas einig zu sein.

„Eine letzte Frage wir an dich haben, dann gehen du kannst.“ sagte Yoda und Mace Windu fuhr fort:

„Wieso du glaubst zu einem Jedi wir dich machen sollten?“ Das war nun aber wirklich eine gemeine Frage! Und sie wurde bestimmt nicht jedem gestellt. Also würde ich ihnen wohl eine seltene Antwort geben müssen:

„Ich denke, dass es dafür keinen Grund gibt! Man kann jemandem nicht beibringen, ein Jedi zu sein. Entweder man ist es oder man ist es nicht. Man kann nicht lernen wie ein Jedi zu denken, nur wie einer zu handeln. Ich denke diese Prüfung ist nicht da um festzustellen, ob man ein Jedi sein kann, sondern ob man ein Jedi ist. Man kann hier nur lernen seine Fähigkeiten einzusetzen, im Sinne der Gemeinschaft. Man kann hier nur den Weg finden. Gehen muss man ihn selbst!“ Ich verbeugte mich und ging, bevor mich jemand noch aufhalten konnte. Als der Lift unten ankam war ich leicht beunruhigt. Vielleicht war ich ein bisschen zu ehrlich gewesen. Qui-Gon wartete bereits auf mich. Er hielt etwas in der Hand. Ein Kommunikative. Ich zog eine Augenbraue nach oben, warf mit einer Kopfbewegung meine langen Haare wieder hinter die Schulter und trat mit ihm an eines der großen Fenster.

„Sie haben dich mithören lassen?“ Es war mehr eine Feststellung. Er nickte nur. Er wusste es nicht, doch ich war mir sicher, dass das Kommunikative auch in die andere Richtung funktionierte und das es noch nicht ausgeschaltet war und der Rat nun mit hören konnte.

„Das war jedenfalls eine sehr interessante Antwort. Aber vielleicht hättest du nicht gleich gehen sollen.“ Ich sah aus dem Fenster.

„Du hast gesagt ich solle ehrlich sein. Und es war die einzige ehrliche Antwort die ich ihnen hätte geben können. Vielleicht hätte ich mich anders ausdrücken sollen, aber man kann die Vergangenheit nicht ändern. Sonst wäre ich gar nicht hier. Und mein Abgang? Keine Ahnung warum ich gleich gegangen bin. Es kam mir richtig vor. Ich hätte meine Antwort ohnehin nicht genauer erklären können. Und sie hatten gesagt es sein die letzte Frage.“ Ich seufzte. Es kam mir irgendwie dumm vor. Wir sahen aus dem Fenster und schwiegen.

Ich war froh, dass Qui-Gon mich gut genug kannte, dass er mit mir schweigen konnte. Allein durch seine Gegenwart, spendete er mir mehr Trost, als er es durch tausende Worte hätte tun können. Er war einfach nur da. Und alles was er von mir wollte, war, dass ich nur ich selbst sein sollte. Ich kannte das Gefühl nicht, wie es war, einen Vater zu haben. Doch seit ich Qui-Gon kannte, konnte ich es mir annähernd vorstellen. Ich wünschte, ich wäre ihm früher begegnet. Ich sah ihn von der Seite her an:

„Qui-Gon? Kannst du dich noch an den ersten Tag auf meinem Planeten erinnern?“ er reagierte nicht und ich wusste, dass er darauf wartete, dass ich weiter sprach.

„Als du erfahren hast, dass ich eine Sklavin war. Du sagtest, dass du erartet hättest, dass ich dir vertrauen würde. Ich habe dir geantwortet, dass du mir Zeit geben solltest.“ Er sah mich an und dieses Mal sah ich nicht weg. Ich ließ ihn das Leid in meinen Augen sehen und sagte dann:

„Ich denke ich vertraue dir nun und egal was der Rat beschließt, ich bin dir dankbar, für alles, was du mir gegeben hast. Denn das war mehr, als du denkst.“ Er lächelte und legte mir seine Hand auf die Schulter.

„Ich bin froh, dass ich dich getroffen habe. Du hast mir beigebracht, Hoffnung zu haben, wo sie nicht mehr existiert. Du begreifst Dinge, die ich niemals verstehen werde, dennoch sind dir manche Dinge so fremd. Wenn der Rat dich zu einem Padawan macht, wäre ich froh, dein Mentor zu werden.“ Und zum ersten Mal, seit langer Zeit konnte ich lächeln. Ein piepsen unterbrach uns. Qui-Gon wusste sofort, was es bedeutete. Ich folgte ihm zum Rat. Wieder verbeugte ich mich, so wie Qui-Gon. Mace Windu begann:

„Der Rat ist sich über das Schicksal von Elwen Undomiel uneinig. Sie soll eine letzte Prüfung ablegen, bevor du sie in den Künsten der Jedi ausbilden darfst.“ Yoda fuhr fort:

„Die Macht dem Jedi die Kraft gibt, mit seinem Schwert Frieden zu bringen.“ Man könnte sagen, dass ich leicht verwirrt war, aber wenn man die Wahrheit sagen wollte, dann wäre es wohl eher, dass ich nichts verstand. Qui-Gon jedoch schien es zu tun. Er verbeugte sich, was ich dann auch tat und wir verließen den Raum. Er schien wütend zu sein, was ich nicht verstand. So fragte ich leise:

„Qui-Gon? Was soll das für eine letzte Prüfung sein?“ Er seufzte.

„Sie wollen, dass du dir ein Lichtschwert baust, ohne das dir irgendjemand etwas über sie erklärt. Ein Test, den nicht einmal jeder Padawan ablegen muss.“ Wir waren durch einige Gänge gelaufen, bevor Qui-Gon anhielt. Wir standen vor einer Tür. Er öffnete sie und wir traten ein. Dahinter lag ein Zimmer in dem ein Tisch, eine Topfpflanze und ein Schrank standen. Es war klein aber nicht eng. Es gab zwei Türen. Es schien Qui-Gons Wohnung zu sein, wenn er hier im Tempel war. Ich trat ans Fenster. Die Sonne ging unter. Und dann wusste ich was Qui-Gon vorhatte. Ich hatte nicht daran gedacht, da es für mich nicht notwendig war, aber Qui-Gon musste irgendwann auch mal schlafen. Er ging wortlos durch eine der Türen. Dahinter lag das Schlafzimmer.

Ich war nicht beleidigt, weil er mich einfach stehen ließ. Er war müde, geschafft. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, wie wenig er geschlafen hatte. während ich krank war. Ich sah mich um. Hier gab es kaum etwas zu tun. Alles war ordentlich aufgeräumt.

Mit meinen Fähigkeiten, sah ich nach was Qui-Gon gerade tat. Er schlief. Ich starrte auf die Tür. Es waren noch nicht einmal zwei Minuten vergangen. Wie konnte er da schon schlafen? Ich öffnete die Tür. Er lag angezogen auf dem Bett. Die Decke hatte er in die andere Ecke des Bettes geworfen. Ich schüttelte leicht amüsiert den Kopf und flüsterte. „Menschen!“ dann trat ich neben ihn, zog ihm Schuhe und Gürtel aus, legte ihn richtig ins Bett und deckte ihn zu. Ich schloss die Fenster und verließ das Zimmer mit einem verschmitzen Lächeln.

Ich öffnete den Schub einer Kommode, in welcher ich dann auch ein kleines metallenes Kästchen fand. Es war von der Art, wie das, das Obi-Wan für Qui-Gon gehabt hatte. ich erinnerte mich an den kleinen Jungen, der mir an meinem zweiten Tag auf diesem Planeten begegnet war. Ich untersuchte das Kästchen näher und nach ein paar Minuten hatte ich eine Nachricht für Qui-Gon eingegeben. Ich legte es auf den Tisch, so dass er es finden musste und ging auf den Korridor. Ich musste zugeben, dass ich keine Ahnung hatte, wie ich zur Bibliothek kommen sollte. zu meinem Glück lief mir eine Padawan über den Weg. Sie sah aus wie ein Mensch, bis auf die blaue Haut und ihren Hinterkopf, der sich zu zwei Zopfähnlichen Enden spaltete.

„Entschuldigung, kannst du mir sagen, wo ich die Bibliothek finde?“ Ich fragte sie höflich, aber bestimmt. Sie bedeutete mir nur ihr zu folgen.

„Ich muss ebenfalls dort hin.“ Als wir in einem Lift standen, streckte sie mir die Hand hin und sagte.

„Ich bin Aayla Secura.“ Ich wusste nicht genau, was sie mit der ausgestreckten Hand wollte, hielt es aber für ein Begrüßungsritual. Ich ergriff sie und erwiderte.

„Nenn mich Elwen Undomiel.“ Sie musterte meine Kleidung, die ich im Haus meiner Eltern erneut gewechselt hatte.

„Ihr seid kein Jedi?“ ich schüttelte den Kopf.

„Ich hoffe darauf Padawan zu werden, aber ich muss noch eine Prüfung ablegen.“ Aufgrund ihrer hochgezogenen Augenbrauen fügte ich hinzu.

„Ich soll mir ein Lichtschwert bauen, ohne das mir jemand erklärt, wie das geht.“ Als wir ausstiegen und durch einige Gänge liefen meinte sie schließlich:

„Es ist eine große Ehre, noch als Padawan aufgenommen zu werden, obwohl du schon ungefähr 18 Jahre alt bist.“ Ich blieb stehen und sie wandte sich mir zu.

„Ich bin nicht 18! Ich bin 82 Jahre.“ Sie starrte mich an.

„Nach welcher Zeitrechnung?“ Ich hob die Schultern. „Ein Jahr hat 365 Tage, ein Tag 24 Stunden und eine Stunde 60 Minuten. Ich bin kein Mensch.“ Sie starrte mich weiterhin an. dann gab sie sich einen Ruck und ging weiter. Ich folgte ihr.

„Wieso lassen sie dich dann immer noch Jedi werden?“ fragte sie mich.

„Mein Volk ist gestorben. Ich habe keinerlei Bindungen. Und nach den anderen Gründen musst du den Rat selbst fragen.“ Wir waren bei der Bibliothek angekommen. Sie wandte sich mir zu und sagte noch:

„Schön dich getroffen zu haben.“ Dann drehte sie sich um und lief auf einen älteren Jedi zu, der sie sofort in ein Gespräch verwickelte. Ich gebe es langsam auf, jeden einzelnen beschreiben zu wollen. Das würde auf die Dauer doch zu viel Platz einnehmen. Während ich auf einen der Computer zutrat, nahm ich mir fest vor, mich öfter mit ihr zu unterhalten, falls ich Padawan werden sollte. in jener Nacht lernte ich die Geschichte der Republik.

Und das war verdammt viel, wenn man bedachte, dass sie schon 25000 Jahre Bestand hatte und Millionen von bewohnten Planeten umfasste. Ich hatte jedenfalls genug zu tun, bis Qui-Gon irgendwann hinter mir stand. Ich zuckte leicht zusammen, als er mich grüßte, da ich nicht mitbekommen hatte, dass er an mich herangetreten war.

„Komm! Wir sollten gehen und deine Prüfung meistern.“ Ich folgte ihm ohne Fragen zu stellen. Erst als wir in die Halle mit den Raumschiffen kamen, sah ich ihn fragend an. „Später“ war jedoch alles, was ich als Antwort erhielt. Wir stiegen in den A-24 Sleuth ein und flogen los. Ich stieß mit meinem Fuß gegen etwas Hartes und erst als ich nachsah, was es war, fiel mir ein, dass ich meine Jagdmesser, Elnaur, hier hatte liegen lassen. Ich hatte sie mitgenommen, ohne Qui-Gon zu sagen was es war und ohne selbst zu wissen, wieso ich das getan hatte. Qui-Gon, der noch immer schlechter Laune zu sein schien, fing an zu erklären:

„Wir müssen auf den Planeten Ilum, um ... ein Bestandteil deines Lichtschwertes zu holen.“ Ich fragte nicht weiter nach und die Fahrt wurde ziemlich still, bis Qui-Gon schließlich fragte:

„Wenn jemand will, dass du seine Gedanken liest, er es dir aber nicht einfach sagen kann, was machst du dann?“ Ich sah ihn von hinten an.

„Wenn er mich eindringlich ansieht, dann wird er schon etwas von mir wollen. Und wenn er sonst keine anderen Zeichen macht, dann würde ich es wohl einfach tun. Aber bisher war das noch nicht der Fall, wieso?“ Qui-Gon antwortete nicht direkt:

„Könntest du dich so mit jemandem unterhalten? In Gedanken meine ich.“ Ich verstand langsam worauf er hinaus wollte. Ohne mir dessen noch richtig bewusst zu sein, dachte ich mich in den Raum der Schicksalsfrau hinein und setzte mich vor den Teppich und webte mit meinem eigenen Faden ein >Ja< hinein. Für Qui-Gon war die Antwort im gleichen Moment gekommen, da er mit seinem Satz zu ende war.

>Das könnte nützlich werden, wenn wir dann auf Missionen sind< Dieser Gedanke kam von Qui-Gon. Danach schwiegen wir. Auch in unseren Gedanken. Endlich erreichten wir den Planeten. Er schien nur aus Eis und Bergen zu bestehen. Wir landeten und zogen dicke Mäntel an. Sobald wir die Luke öffneten, wirbelte uns der Schnee entgegen. Wir stapften auf einen der Berge zu, als mir etwas auf fiel. Da er es bei dem Schneesturm nicht verstanden hätte, fragte ich Qui-Gon in Gedanken:

>Wie kann es schneien? Ich meine normalerweise entsteht Regen- oder Schneefall durch die Verdunstung von Wasser, das in höhere Luftschichten aufsteigt, dort abkühlt und, wenn es zu

schwer wird, herabfällt. Aber wie kann hier Wasser Verdunsten?< Qui-Gon ging weiter während er antwortete.

>Das Innere des Planeten besteht aus flüssiger Lava, die von Gestein umgeben ist. An manchen Stellen, ist das Gestein gespalten und die Lava gelangt an die Oberfläche. An diesen Stellen wird der Schnee von der mehrere hundert Grad heißen Lava geschmolzen. Dort sind dann heiße Seen, wo das Wasser verdunstet.< Endlich hatten wir den Gipfel des Berges erreicht. Dort war eine Höhle, die wir betraten.

„Du musst jetzt alleine weitergehen. Was du finden sollst, musst du selbst herausfinden. Ich warte hier.“ Er nickte mir noch einmal zu, dann ging ich. Es war erstaunlich hell. Wahrscheinlich reflektierte der Schnee die Sonnenstrahlen von draußen. Ich schloss meine Augen jedoch und ging einfach drauf los. Ohne zu wissen warum änderte ich manchmal die Richtung.

Ich ging sicher und ohne zu Straucheln. Vielleicht hätte ich es sogar ziemlich lustig gefunden, wenn ich gegen eine Wand gestoßen wäre, aber das passierte nicht. Nach einiger Zeit blieb ich stehen, wandte mich nach links und hob den Arm. Ich stieß mit meinen Fingerspitzen gegen etwas Glattes. Ich machte noch einen Schritt auf die Wand zu und bemühte mich, den Gegenstand aus der Wand zu nehmen. Nach einigem Ziehen gelang es mir auch. Ich drehte es zwischen meinen Fingern ohne die Augen zu öffnen. Ein Kristall. Ich lächelte und ging auf dieselbe Weise, wie gerade eben, zu Qui-Gon zurück. Erst als ich spürte, dass er sich in Sichtweite befand, öffnete ich die Augen und sah auf meinen Kristall.

Er war durchsichtig. Absolut glasklar, sodass man Angst davor haben musste, ihn nicht wieder zu finden, wenn man ihn irgendwohin legte. Qui-Gon sagte nichts und so gingen wir zum Schiff zurück. Von dort flogen wir nach Coruscant zurück. diesmal nahm ich Elnaur mit. Qui-Gon brachte mich in ein Zimmer. Dort stand ein Tisch, mit einer Stahlplatte als Arbeitsfläche, er sah schon ziemlich ramponiert aus. Auch ein Schrank und viele offene Regale befanden sich dort. Qui-Gon sagte noch.

„Hier ist alles was du brauchst. Viel Glück.“ Dann ging er. Mehr gab es nicht zu sagen, da er mir nicht helfen durfte. Ich legte Elnaur auf den Tisch und dachte nach. Ich hatte keine Ahnung was ich tun sollte. Die Dinge die im Schrank lagen, gaben mir ebenfalls keinen Hinweis auf das, was ich tun sollte. Irgendwann nahm ich einfach eines der verschiedenen Teile aus dem Schrank...

...und hatte das Gefühl zu fallen. Dann stand ich in der Dunkelheit. Vor mir stand ein Mann. Er hatte kurze, schwarze Haare, seine Augen waren so dunkel, dass es wirkte als habe er keine Iris. Er war seltsam gekleidet und er sagte etwas zu mir, doch ich konnte ihn nicht hören. Dann griff er mich an. Ich starrte auf meine Hände...

...die Elnaur umklammerten. Doch Elnaur waren nicht mehr das, was sie einst gewesen waren. Ich sah an ihrer Seite einen ganz feinen Strich, der darauf hindeutete, dass sie geöffnet worden waren. Außerdem befanden sich an den Enden der Hefte, gut erreichbar, je ein kleiner Knopf, der nicht weiter auffiel. Ich drückte sie beide. Silberne Strahlen von Licht und Energie schossen blitzschnell vom Heft bis zur Spitz von Elnaur. Sie umgaben die Scheiden der beiden Messer mit Licht ohne sie zu beschädigen. Als ich erneut auf die Knöpfe drückte, verschwanden die Strahlen und zurück blieben die beiden Messer, die nun wieder ganz normal aussahen.

Als ich einen der Drahte nahm, die auf dem Tisch verstreut lagen, und versuchte ihn zu zerschneiden, gelang es mir sofort. Ich lächelte. Ich hatte meine Vergangenheit mit meiner Zukunft vereint. Jetzt mussten sie mich zu einem Padawan ernennen. Ich ließ Elnaur in die Scheiden gleiten und band diese mir mit dem Gurt über die Schulter. So konnte ich sie mit einem einfachen Griff über meinen Kopf erreichen. Dann kehrte ich den restlichen Draht in

den dafür vorgesehenen Behälter und ging hinaus. Qui-Gon wartete nicht auf mich und ich runzelte die Stirn.

Mit Trance kannte ich mich mittlerweile gut genug aus, um zu wissen, dass man nachher nie ganz sicher darüber sein konnte, wie viel Zeit vergangen war. Ich ging den Gang entlang und fragte mich, wie lange es wohl dauern würde, bis ich mich im Jedi-Tempel auskennen würde. Glück schien ich jedenfalls zu haben, denn in jenem Moment kam mir jemand entgegen, den ich schon einmal gesehen hatte: Obi-Wan Kenobi! Der Junge schien mich erkannt zu haben und blieb auch gleich stehen, als er bemerkte, dass ich etwas von ihm wissen wollte.

„Kannst du mir sagen, wo ich Qui-Gon finde?“ Er grinste, wie es nur kleine Jungen können und antwortete stolz:

„Ich kann dich hinbringen!“ Ich schenkte ihm ein warmes Lächeln und wünschte, ich könnte irgendwann Kinder haben. Doch hatte mich die Schicksalsfrau davor gewarnt, mich einem Mann hinzu geben.

„Wenn es dich nicht von deinen Pflichten abhält.“ Er schüttelte heftig den Kopf und ich war mir nicht ganz sicher, ob er nicht vielleicht doch etwas tun müsste. Doch er schien so glücklich zu sein, dass er mir helfen konnte, dass ich nichts weiter sagte. Der Junge hatte jedoch genug damit zu tun, von seinen neuesten Fortschritten zu berichten, dass ich ihm nur zuzuhören brauchte. Diesmal achtete ich auf den Weg den wir nahmen. Ich konnte ja nicht immer fragen, ob mir jemand den Weg zeigen würde! links, bis zum Ende des Ganges, mit dem Lift ganz nach unten, dann durch die Halle, nach rechts, wieder nach rechts, mit dem Lift nach oben, und dann standen wir in einer anderen Halle. An drei Seiten, gab es immer mal wieder eine offene Tür, die unterschiedlich alte Wesen beim Unterricht zeigten. Die vierte Seite war eine riesige Treppe die nach oben führte. Meine Aufmerksamkeit lag allerdings bei einem der offenen Räume, in dem Qui-Gon stand und ein paar Wesen unterrichtete, die so um die 8 Jahre alt waren. Obi-Wan deutete auf den Raum, sagte noch:

„Dort ist Meister Qui-Gon. Ich muss jetzt gehen.“ und rannte weg. Ich ging auf den Raum zu und als ich gerade die Tür durchschritt, wandte Qui-Gon sich mir zu. Ich änderte meine Meinung über das ‚Unterrichten‘ die jungen Wesen hatten Helme auf und kleine Lichtschwerter, mit denen sie die Lasergeschosse der kleinen Kugeln, die vor ihnen umher flogen abblockten. Qui-Gon beaufsichtigte das, zumindest bis jetzt. Jetzt sah er mich an und lächelte.

„Du hast es geschafft?“ Eigentlich war mein bloße Anwesenheit Antwort genug. Ich lächelte. Dann zog ich meine Schwerter und hielt sie ihm hin. Qui-Gon nahm eines davon in die Hand und betrachtete es eingehend. Dann drückte er den Knopf und musterte das es erneut. Er schien sehr zufrieden zu sein. Ich nahm Elnaur wieder entgegen und steckte sie wieder weg.

„Bleibe kurz hier, während ich Yoda informiere.“ Damit verließ er den Raum und ich war allein mit den Schülern. Die hatten aufgrund unseres Wortwechsels ihre Helme abgenommen und ihre Lichtschwerter deaktiviert. Jetzt sahen sie mich alle an und ich wäre am liebsten einmal um ganz Irum gelaufen, als hier zu sein.

„Ähm, also, äh.“ Ich räusperte mich erst einmal und versuchte es dann noch mal.

„Ich bin Elwen Undomiel und am besten macht ihr einfach mit euren Übungen weiter.“ Die Kleinen sahen sich gegenseitig an und machten dann tatsächlich weiter. Ich kann gar nicht ausdrücken, wie froh ich darüber war. Nach einer Weile kam qui-Gon zurück und ihm folgte Yoda. Dieser Streckte nur seine Hände aus und Elnaur flogen ihm entgegen. Er untersuchte sie, dann aktivierte er sie und flüsterte dann irgendwas, was keiner verstand. Dann streckte er sie mir hin. Ich nahm sie, steckte sie aber nicht weg. Yoda wandte sich Qui-Gon zu und sagte:

„Dein Padawan sie sein wird.“ Dann ging er langsam hinaus. Alt und gebeugt. Diese Szene blieb mir im Gedächtnis. Doch jetzt hatte ich keine Zeit um darüber nachzudenken. Qui-Gon entließ die Kinder mit der Anweisung, sie sollten sich um ihre Studien kümmern. Dann umarmte er mich. Ich spürte wie stolz er auf mich war. Und verdammt noch mal hatte ich

keinen Grund es ebenfalls zu sein? Während wir durch die Gänge liefen, erteilte Qui-Gon mir schon mal die erste Lektion:

„Als Zeichen deines Padawan Status, ist es dir verboten deine Haare offen zu tragen. Außerdem musst du über deiner rechten Schulter einen kleinen Zopf haben.“ Ich sah ihn von der Seite an:

„Und der Rest?“

„Du kannst sie entweder abschneiden oder zu einem zweiten Zopf zusammenbinden. Dann wirst du dir aus dem Vorrat der Jedi Kleidung zusammensuchen müssen und außerdem müssen wir dich mit den Ausrüstungen ausstatten: Ein Unterwasser-Atemgerät, ein Kommunikator, Multifunktionswerkzeuge, einen kompakten Holoprojektor und ein paar Energiekapseln. Nahrungskapseln und Medikamente, dürften in deinem Fall eher sinnlos sein.“ Ich musste lächeln, Qui-Gon schien es kaum erwarten zu können. Bis mir ein Gedanke kam und ich Qui-Gon fragte.

„Qui-Gon? Wie lange habe ich mich in dieser Trance befunden?“ Er sah mich von der Seite an, während er weiter lief. „Fünf Wochen.“ Ich starrte ihn an, lief aber weiter. Nun war es an Qui-Gon zu lächeln.

„Jeder Padawan braucht unterschiedlich lange. Das geht von fünf Minuten bis zu fünf Monaten! Fünf Wochen liegen schon in der besseren Hälfte.“ Ich runzelte die Stirn:

„Aber wie kann ein Mensch sich fünf Monate in Trance befinden? Ich meine, ihr Menschen müsst im Gegensatz zu mir essen und schlafen.“ Er hob die Schultern.

„Das weiß niemand so genau. Vielleicht wollte es niemand es wirklich wissen. Es ist ein Mythos. Und es werden genug Mythen durch die Wissenssucht aller zerstört. Man wollte wohl diesen ungelöst lassen. Und was dein Volk angeht, ich denke da gibt es genug Rätsel für mehrere Jahre.“ Ich nickte nur und sagte dann leicht ironisch:

„Ich versteh mein Volk ja selber nicht. Wie könnte ich da erwarten, dass es jemand anderes tut?“ Wir schwiegen und kamen letztendlich in einer großen Halle an. Sie war nicht sonderlich hoch, aber lang und breit. Überall standen Regale. Als ich darauf zutrat sah ich dass jedes Regal verschiedene Kleidung enthielt. Bei den Regalen, hatte man in der Anzahl der verschiedenen Gliedmaßen entschieden. Dann wurde in der Form unterschieden: lange Ärmel, tiefer Ausschnitt, etc. danach in der Farbe, so dass man am Schluss eine komplette Jedikleidung zusammen hatte. Ich ging die Reihen entlang, bis ich bei der normalen (zwei Beine, zwei Arme) Reihe angekommen war. Ich ging sie entlang, bis ich etwas Passendes gefunden hatte, wählte die Farbe und nahm mir eine Garnitur heraus.

Ich trat auf Qui-Gon zu, der an der Tür stehen geblieben war. Wir gingen zurück zu seiner ‚Wohnung‘ wo ich mich im Bad umzog, während er sich mit mir durch die offene Tür unterhielt, da ich eine weitere Frage hatte:

„Was ist wenn wir uns mal bei Nacht an jemanden ranschleichen müssen? Ich meine, das tun Jedi vielleicht im Allgemeinen nicht, aber...“

Meine Ausführung wurde durch ein störrisches Oberteil verzögert.

„...falls wir es doch mal müssen, kann ich das mit meiner Haut vergessen. Und ich habe nicht allzu große Lust, mich jedes Mal vorher im Schlamm zu wühlen!“ Ich hörte Qui-Gon leise lachen. Es tat mir gut so etwas zu hören.

„Es gibt etwas, das man Puder nennt. Im Allgemeinen wird es benutzt, um sich zu schminken, aber in deinem Fall, können wir das umfunktionieren.“ Ich verrenkte mir die Arme, um meine Haare zu flechten. Ich begann mit wenigen Haaren oben am Kopf und nahm immer mehr dazu. So dass ich im Nacken die letzten Haare in meinen Zopf mit hinein flocht. Auch den Rest flocht ich, bis auf eine Strähne über der rechten Schulter, von der Qui-Gon gesagt hatte, ich müsse es traditionell einzeln flechten. Ich nahm das braune Lederband, das er mir gegeben hatte und flocht es mit hinein. Danach musterte ich mich im Spiegel.

Ich trug keine Tunika, sondern ein hautenges, langärmliges Oberteil, es war schwarz so wie auch die Hose, die ebenfalls eng war. Meine Stiefel waren in einem so dunklen Braun, das man

es wohl doch eher als schwarz bezeichnet. Ich war zufrieden. Schwarz passte einfach am besten zu meiner silbrigen Haut und meinen Nachtschwarzen Haaren. Ich sah respektabel aus. Als ich mir jedoch vorstellte jetzt auch noch einen Mantel zu tragen, musste ich schon fast lachen. Er hätte niemals zu mir gepasst. Als ich ins Zimmer ging und Qui-Gon mich stolz musterte, fühlte ich mich zum ersten Mal wie ein richtiger Padawan!

Über die Dinge, die ich als Padawan lernte, kann ich nur sagen: Dass es dasselbe wie mit meinen Fähigkeiten ist. Man muss sie haben und benutzen, um sie zu verstehen, es ist etwas, dass man nicht erklären kann. Ich glaube deswegen habt ihr Menschen solche Angst vor Wesen mit besonderen Fähigkeiten. Ihr könnt sie nicht verstehen. Doch zurück zu meiner Ausbildung.

Morgens trafen Qui-Gon und ich uns in einem Raum, der zur allgemeinen Meditierung offen stand. Wir diskutierten über die Macht, oder er erklärte mir etwas, oder wir meditierten. nachmittags waren die Schwert Übungen an der Reihe. Wie die kleinen Kinder, die Jünglinge, bekam ich anfangs eine art Helm, da ich die Geschosse mithilfe der Macht abblocken sollte und nicht mit meinen Augen. Daran habe ich ein paar sehr schmerzhaft Erinnerungen, doch ich war und bin äußerst lernfähig, so dass ich keinen Fehler jemals zweimal gemacht hätte.

Nachts wenn Qui-Gon schlief, beschäftigte ich mich mit Allgemeinwissen, da ich in dem Gebiet am meisten nachzuholen hatte. Wenn mir die ganzen Bücher zu viel wurden ließ ich mich manchmal auch auf eine extra Runde Schwertkampftraining ein. Stolz war ich, als ich, nachdem ich gegen vier Kugeln erfolgreich bestanden hatte, gegen Qui-Gon kämpfen durfte.

Ich hatte den Jedi-Tempel für ein halbes Jahr nicht verlassen. In einem halben Jahr, hatte ich Tag und Nacht das nachgeholt, das die anderen Padawane mit 18 bereits konnten. Nun sollte es endlich soweit sein, dass Qui-Gon und ich auf eine Mission geschickt werden sollten. Das brachte mich so in Höchstform, das ich es endlich einmal schaffte und zur Abwechslung nicht derjenige war, der am Boden lag oder ein Lichtschwert vor der Brust hatte, sondern Qui-Gon.

An diesem Abend verließen wir den Jedi-Tempel und gingen in jenes Cafe, in dem wir uns das erste Mal getroffen hatten. Wir setzten uns an den gleichen Tisch und sahen wie damals aus dem Fenster. Es gab noch eine Frage die ich hatte. Seit einem halben Jahr hatte ich über diese Frage meditiert und nun wollte ich endlich die Antwort erfahren. „Qui-Gon?“ Ich hatte ihn nie mit Meister angeredet, immerhin war ich auch viele Jahre älter als er. Ein ‚hm‘ zeigte mir, dass er zuhörte.

„Damals, als ich meine Lichtschwerter gebaut habe, da war ich in...einer art Trance.“ Ich überlegte, wie ich mich ausdrücken sollte. doch Qui-Gon schien bereits zu wissen, was ich dachte.

„Du hast etwas gesehen, nicht wahr?“ das er nicht das sehen mit Augen meinte, war mir klar. Ich nickte nur und sah aus dem Fenster.

„Jeder Padawan, hat so eine Vision. Willst du darüber reden.“ Fügte er nach einer kurzen Pause hinzu. Ich warf ihm einen kurzen blick zu, sagte:

„Nein.“ und wandte mich wieder den Wesen auf der Straße zu. dann überlegte ich. Qui-Gon schwieg. Er wusste, dass ich Zeit brauchte und er war nur zu gerne bereit, sie mir zu gewähren. Schließlich änderte ich meine Meinung:

„Da war ein Mann. Er kam mir so bekannt vor. Doch ich bin ihm noch nie begegnet. Er hat etwas gesagt, doch ich konnte es nicht verstehen.“ Er runzelte die Stirn. Dann meinte Qui-Gon.

„Hat er eine andere Sprache gesprochen?“ Ich schüttelte den Kopf.

„Ich konnte es nicht hören. Er hat seine Lippen bewegt. Es waren Worte, doch ich konnte sie nicht hören. Ich habe versucht, die Worte von seinen Lippen abzulesen, aber jedes Mal wenn ich versuche, es mir wieder in Erinnerung rufen will, verschwindet es. Ich kann mich nicht darauf konzentrieren.“ Qui-Gon fragte mich leise:

„Was ist dann passiert?“ Ich brauchte eine Weile, bevor ich antworten konnte.

„Er hat mich angegriffen. Ich weiß nicht wieso. Es war, als hätte er nicht mich angegriffen. Ich spürte... es war, als würde dieser Mensch mir nahe stehen, und als würde ich ihn kennen, als wären wir Freunde gewesen. Vor langer Zeit. Es war, als wäre er in jenem Augenblick nicht

der, der er normalerweise ist. Ich kann es nicht erklären.“ Meine Antwort kam stockend. Ich wusste nicht, wie ich mich ausdrücken sollte.

„Wie hast du reagiert?“ Qui-Gon klang unsicher, sodass ich seinen Augenkontakt suchte.

„Ich sah auf meine Hände, ich suchte etwas, um mich zu verteidigen. Und dann bin ich aufgewacht oder wie immer man das dann nennt.“ Ich starrte auf meine Hände. Ein halbes Jahr lang hatte ich nach der Antwort gesucht, doch selbst Qui-Gon schien nicht zu wissen, was dies bedeutete. So schwiegen wir. Es tat mir gut, endlich einmal wieder einfach nur zu schweigen. Nur dazusitzen und nichts zu tun. irgendwann standen wir auf. Wir würden morgen zu unserer ersten gemeinsamen Mission aufbrechen. Und außerdem hatte dieses halbe Jahr auch den Kräften Qui-Gons gezerzt, sodass er vorher noch schlafen sollte.

Ich ging zuerst in die Bibliothek und sah mir dort die Sternensysteme durch, damit ich allein durch die Sterne die ich am Himmel sehen konnte, feststellen könnte, wo ich mich befand. Doch damit war ich sehr schnell fertig. Ich beschloss meditieren zu gehen und mich noch einmal mit jener Vision zu beschäftigen. Auf dem Gang hielt mich jedoch Aayla Secura auf.

Ich konnte mich noch ganz genau an unsere Begegnung erinnern: ich hatte mich nicht ausgedrückt und sie nach dem Weg zur Bibliothek gefragt. Sie hatte mich nicht nur dorthin begleitet, sondern auch durch das letzte halbe Jahr. Man konnte sagen, dass sie meine Freundin war. Wenn es etwas gab, das ich nicht verstand und Qui-Gon war nicht da, erklärte sie es mir. Sie hatte auch mit mir den Schwertkampf trainiert. Ich mochte sie. So wie den kleinen Obi-Wan. Der schien sich seine eigene Meinung gebildet zu haben, eine die ich nicht so ganz verstand. Doch jedes Mal, wenn ich ihm alleine begegnete, verwickelte er mich in ein kleines Gespräch. Anfangs waren sie eher oberflächlich, doch mit der Zeit, war ich froh wenn ich ihn mal sah. So wie bei Aayla. So wie jetzt.

„Ich habe gehört, dass du endlich eine Mission bekommen hast. Das freut mich wirklich für dich. Du hast es dir verdient. Du hast wirklich gelernt, bis zum Umfallen.“ Ich musste lächeln und erwiderte:

„Umgefallen bin ich aber beim Kampftrainig öfter!“ danach folgte ein ziemlich belangloses Thema, das von Aayla ziemlich einseitig geführt wurde. Nach circa 20 Minuten verabschiedete ich mich und ging weiter. Ich meditierte die ganze Nacht nur über jene Vision, dennoch kam ich zu keinem Ergebnis. Es war zum Haare ausreisen. Aber bevor ich so weit war, holte mich Qui-Gon und wir flogen mit Qui-Gons geliebten Sleuth.

Ich war mir nicht ganz sicher, wieso, aber es sah so aus, als hätte Qui-Gon etwas gegen das fliegen. Unsere Mission führte uns nach Aargonar, die Bewohner hatten ein paar Probleme mit aggressiven Goukadrahen. Es waren Wesen, die aussahen wie übergroße Cameleons mit Flügeln. Und wie aggressiv sie waren, sollte mir meine nun etwas kürzeren Haare noch eine Weile ins Gedächtnis rufen. Der Planet an sich, blieb mir als ziemlich heiß in Erinnerung, da er ein Wüstenplanet war. Nach ein paar verschwitzten Tagen und ein paar aggressiven Goukadrahen weniger, waren sowohl Qui-Gon als auch ich froh, diesen Planeten wieder verlassen zu können.

Unsere nächste Mission führte uns nach Hozrel XI. wir sollten den Bewohnern einen Vorschlag des Senats unterbreiten. Nach fünf Minuten jedoch, hatten Qui-Gon und ich es uns anders überlegt. Wir berichteten dem Senat, Qui-Gon mit ein paar Schrammen (meine konnte man ja nicht mehr sehen), dass das Angebot abgelehnt wurde. Das war zwar sehr milde ausgedrückt, aber was hätte er sonst sagen sollen? Etwa dass man sich auf uns gestürzt hatte und diese Lebewesen zu den wohl Blutrünstigsten der gesamten Galaxie gehörten?

Danach ging es auf den Planeten Lafra. Die Bewohner dort hatten einmal fliegen können, diese Fähigkeit aber mit der Zeit verloren. Qui-Gon bezeichnete sie als grauhäutige Humanoiden, aber ich hatte keinerlei Ahnung was das bedeutete. Alles was ich wusste war, dass der Verdacht den wir überprüfen sollten nicht ganz richtig gewesen war. Wir fanden nämlich rein gar nichts. Als wir wieder zurück kamen war Qui-Gon jedenfalls erschöpft.

Ich konnte es nie so ganz einschätzen, wann er schlafen musste, und wenn der Meister vor Zeugen den Schüler fragt, ob sie nicht endlich mal eine Pause einlegen wollten, wäre das wohl nicht so gut. So hielt ich Qui-Gon eine kleine Standpauke, nachdem er, nach unserer Rückkehr geschlafen hatte, darüber, dass er mir in Gedanken mitteilen könnte, wann wir eine Pause machen sollten. Doch da der Rat beschloss uns ein paar Tage nicht wegzuschicken, konnte er sich ausruhen, und ich konnte meine Erlebnisse durch Meditation verarbeiten.

Als man uns wieder auf eine Mission schickte, ging es nach Mantooine zusammen mit einer Jedi-Meisterin und ihrem Padawan. Ich fand die beiden ganz in Ordnung, arbeitete aber lieber mit Qui-Gon alleine. Doch in diesem Fall war es wohl besser gewesen, dass wir zu viert waren. Das Mantooaner Militär hatte nämlich fälschlicher Weise das Botschafterschiff von einer gewissen Variana abgeschossen. Also hatten wir die Aufgabe, die Verantwortlichen vor die intergalaktischen Gerichte zu bringen. Wie ich nach kurzem Nachsehen wusste, spielten sie mit dem Gedanken sich zu widersetzen, aber letztendlich erfüllten wir den Auftrag, wie alle anderen zuvor. Als wir dem Jedi-Rat bericht erstatteten, wurden wir sofort weitergeschickt.

Der Planet hieß Onderon. Während wir dorthin flogen erklärte mir Qui-Gon, dass vor mehr als 4000 Jahren ein Sith-Lord dort seine eigene Herrschaft aufgebaut hatte. Nach ein paar Jahrhunderten kamen erneut Sith dorthin, um den Geist des nun toten Sith wiederzubeleben. Doch durch den Eingriff eines Exil-Jedi konnte das verhindert werden. Der Planet an sich war überzogen von Wildnis, in der Bestien lebten. Nur wenige davon hatten gezähmt werden können.

Es war ein rauer Planet und nicht sonderlich beliebt. Nun hatte es dort erneut Unruhen gegeben. Und weil sich dort so viele Sith aufgehalten hatten, wollte der Rat auf Nummer sicher gehen und schickte uns dorthin. Sobald wir den Sleuth verlassen hatten, schalteten alle meine Alarmglocken auf rot, meine Fähigkeiten als Maschi sagten mir, dass es für mich persönlich besser wäre, wieder Fortzuziehen. Auch meine Fähigkeiten als Jedi meldeten sich zu Wort. Ein Droide brachte uns in ein Konferenzzimmer. Es war nur ein runder Tisch darin, sonst nichts. Ich sagte zu Qui-Gon leise:

„Irgendetwas ist hier. Ich kann es spüren. Dort draußen.“ Qui-gon sah mich an und wollte etwas erwidern, doch er wurde unterbrochen von ein paar Bewaffneten ein paar teuer gekleideten Herren und einer Frau, die eindeutig die Herrschende hier sein musste. Einer der gut gekleideten Herren stellte sie, sich selbst und auch den Rest vor:

„Dies ist ihre Hoheit, Königin Doraine,...“ eine angedeutete Verbeugung unsererseits

„... wir sind die Berater ihrer Majestät...“ eine Verbeugung ihrerseits

„...und die königliche Leibwache.“ Keinerlei Reaktion. Es war eine steife Begrüßung, aber gegen die sehr bissige Begrüßung auf Hozrel XI war sie richtig liebenswert. Ihre königliche Hoheit ergriff das Wort. Sie hatte eine feste Stimme, der man anhörte, dass sie es gewohnt war, dass jeder das tat, das sie verlangte.

„Sie werden mit unserer Unterstützung rechnen können. Wir wünschen, dass diese Angelegenheit so schnell wie möglich geklärt wird.“ Am liebsten hätte ich eine Augenbraue hochgezogen, beherrschte mich aber in letzter Sekunde noch. Auch Qui-Gon schien sich seinen Teil zu denken.

„Wir werden genaue Beschreibungen brauchen, um unsere Arbeit zu tun.“ Nur wenn man genau auf ihre Reaktion achtete, konnte man erkennen, dass sie sich aufrichtete und sich ein bisschen auf ihre Fußspitzen stellte. Nun ja im Anbetracht ihrer nicht sonderlich großen Körpergröße war das auch zu verstehen.

„Sie werden die Informationen bekommen, die wir ihnen zu geben gedenken!“ das sie Qui-Gon nicht so recht mochte war klar. Also entschied ich mich dafür, etwas zu tun:

„Je mehr Informationen wir von ihnen bekommen, desto weniger müssen wir uns auf anderen Wegen beschaffen. Und je mehr Informationen wir haben, desto schneller sind wir hier weg. Bitte mich nicht falsch zu verstehen, ihre riesige Stadt ist wirklich sehr schön, aber es warten noch andere auf Hilfe, deswegen dürfte uns genauso viel an einer schnellen Operation liegen,

wie ihnen.“ Es war schon fast lustig zu beobachten, wie sie in sich zusammen sackte. Ich hatte ihr die Tatsachen klar vor Augen geführt. Mehr gab es nicht wirklich zu sagen. aber sie war die Königin, also musste sie das letzte Wort sprechen:

„Sie werden Informationen erhalten!“ damit drehte sie sich um und ging. Von einem der Berater wurden wir in ein Zimmer gebracht, wo wir warten sollten. Ich ging ans Fenster. Qui-Gon trat neben mich:

„Wieso siehst du immer aus dem Fenster?“ Meine Antwort fiel etwas anders aus, als er es erwartet hätte:

„Zahme Vögel träumen von der Freiheit, aber wilde Vögel fliegen.“ Ohne es zu sehen, konnte ich mir das Stirnrunzeln vorstellen. Ich lächelte leicht, während Qui-Gon fragte:

„Was für ein Vogel warst du?“ Er wusste, dass ich von meiner Zeit als Sklavin sprach. Ich überlegte kurz:

„Ich glaube ich war beides. Ich bin fort geflogen, aber erst als ich meine Aufgabe erfüllt hatte.“

„Was war deine Aufgabe?“ Ich sagte nur: „Lernen!“, drehte mich dann um und begann im Raum auf und ab zu laufen. Damit waren wir wieder zu unseren Jedi Angelegenheiten zurückgekehrt. Was durch ein Klopfen an der Tür nach ein paar Minuten auch unabänderlich war. Denn davor stand ein Droide mit allen erdenklichen Berichten und Informationen.

„Scheint so, als ob du dir eine Freundin gemacht hättest.“ Sagte Qui-Gon als er den Stapel musterte. Ich sah ihn an und sagte dann nur noch:

„Stellt sich nur noch die Frage, ob das so vorteilhaft für mich ist.“ Also begannen wir mit dem Lesen. Nach ein paar Stunden legte sich Qui-gon schlafen. Und als ich dann endlich fertig war, meditierte ich. Dieser Planet machte mir Angst. Irgendetwas würde geschehen. Ich wusste es. Meine Maschi-Mächte versuchten mir die Zukunft zu zeigen, mich davor zu bewahren, aber das lies ich nicht zu. Ich würde ein Jedi werden und als solcher auch handeln. Dann dachte ich über mein Gespräch mit Qui-Gon nach.

Und erinnerte mich an meinen letzten Besuch bei der Schicksalsfrau. Sie war es gewesen, die mir gesagt hatte, dass ich noch etwas zu lernen gehabt hatte. ich hatte es damals so interpretiert, dass wenn es dort oben einen Gott gab, er mich eine Sklavin hatte sein lassen, damit ich lernen würde durchzuhalten, wo andere längst aufgegeben hatten. Die Frage war nur noch, worauf ich mich vorbereiten sollte. ich hatte so eine Ahnung, dass es die zweite Ja-Frage war, dem Rätsel, das mir die Schicksalsfrau beim ersten Besuch aufgegeben hatte. doch ich kam einfach nicht darauf, was es bedeutete.

„Was hast du raus gefunden?“ ich seufzte und blickte auf den Stapel Informationen, die ich gestern Nacht alle in meinen kopf gepresst hatte.

„Wenn man es genau nimmt, würde ich sagen wir haben ein Problem!“ Qui-Gon lies sich auf einen Stuhl fallen.

„Das hatte ich mir bereits gedacht. Dein Gefühl scheint sich bestätigt zu haben.“ Ich ging vor ihm in die Hocke und sah ihn ernst an. das war nicht der beste Moment um Witze zu machen.

„Ich habe mir die Geschichte zweimal durchgelesen. Früher als die Sith hier geherrscht haben, wurden die Aufständischen aus der Stadt geworfen, damit die Bestien dort draußen sie fertig machen würden. Manchen aber ist es gelungen, ihr Henker zu zähmen, diese nannten sich dann Bestienreiter. Es gab immer mal wieder ein paar Streitereien zwischen den Bewohnern von Iziz, dieser Stadt, und den Bestienreiter. Aber ich bezweifle das sie für die anonyme Nachricht verantwortlich sind.“ Qui-Gon starrte mich an, als ich von anonymer Nachricht sprach. Und ich lächelte triumphierend:

„Unsere Königliche Hoheit hat ein Gehirn wie jedes andere, ergo: kein Problem für mich, ein paar Sachen darin nachzuschlagen.“

„Wieso hast du mir das gestern nicht gesagt?“ ich rollte mit den Augen: „Weil ich es gestern auch noch nicht gewusst habe! Ich hab’s erst heute Nacht aus ihrem Kopf gezogen. Sie hat nämlich Probleme mit dem Einschlafen und denkt im Bett noch über Staatsangelegenheiten nach. Wie auch immer. Die Nachricht wurde zwar aus dem Palast gesendet, kam aber nicht

von der Königen oder ihren Beratern, die hab ich auch gleich überprüft. Qui-Gon! Irgendjemand hat uns ganz gezielt hier her geholt.“

„Wie meinst du das?“ ich konnte förmlich sehen, wie sehr es ihn beunruhigte, was ich gesagt hatte.

„Ich habe mich heute Nacht ein wenig umgesehen. Und eines kann ich dir sagen: es gibt keine Tür die zum Thronsaal führt und nicht kodiert ist. Hier ist alles zwei oder dreimal geschützt. Man kann hier nicht einfach hineingehen und eine Nachricht erschicken. Zumindest keine, die auch noch so gezeichnet ist, das der Empfänger auch weiß, dass sie aus dem Palast kommt. Es gibt nur einige wenige die diesen Code kennen und die habe ich alle überprüft. Keiner von ihnen war es.“ Er starrte mich an, doch eines war ihm wohl klar:

„Ich nehme an du weißt, wer in Frage kommen würde diesen Code zu kennen?“ natürlich wusste ich es, dennoch zögerte ich und genau dieses Zögern machte Qui-Gon klar, wie ernst ich es meinte:

„Damals, als hier der Sith Lord Freedon Nadd hier regierte, installierte er alle Sicherheitsvorkehrungen. Alle Codes und das ganze andere Zeug wurden von den Sith gemacht. Keiner von den Bewohnern hier, hat jemals verstanden, wie das alles hier funktioniert. Sie haben alles so gelassen, wie es schon immer gewesen ist, ohne es jemals zu verstehen. Was ist, wenn dort draußen in der Wildnis noch jemand ist, der weiß wie das alles funktioniert?“ Qui-Gon sah mich direkt an.

„Und was denkst du wirklich?“ Ich stand auf.

„Soweit ich weiß, wurde der Sith, der hier gelebt hatte, schon einmal wiederbelebt. Was ist, wenn er wieder lebt? Wenn irgendjemand ihn zurückgeholt hat?“ Qui-Gon leckte den Kopf schief und ich seufzte. Wenn er es unbedingt wissen musste, dann würde ich es ihm wohl sagen müssen: „Ich glaube, dass hier ein Sith ist. Und er hat Freedon Nadd wiederbelebt, der ihm dann auch gesagt hat, wie man in den Thronsaal kommt, und uns die Nachricht schicken kann. Damit wir hier herkommen.“ Qui-Gon setzte sich auf und legte die Hände aneinander.

„OK. Wieso sollten die Sith uns hier herlocken? Und wieso bist du dir so sicher, dass es ein Sith ist?“ Ich fing wieder an auf und ab zulaufen.

„Die Gefahr, die ich gespürt habe, seit wir hier sind. Ich denke ich weiß jetzt woher sie kommt. Es ist dort draußen, im Dschungel! Doch wieso die Sith uns hier hergeholt haben, kann ich nicht sagen.“ Qui-Gon runzelte die Stirn.

„Kannst du uns hinführen?“ Ich hielt inne: „Ich denke, das dürfte unser geringstes Problem sein. Der Dschungel ist das größere.“ Also meldeten wir uns bei der Königin ab und verließen den Palast. Die Stadt war kahl. Man konnte ihr ansehen, dass sie gebaut worden war, um die Bewohner vor dem Dschungel zu schützen. Überall nur Stein, keinerlei Pflanzen, keine Tiere, kein Lachen. Ich war froh als wir da raus gekommen waren.

Es war schwül, der Wald war dicht. Ich freute mich, wieder in der Natur zu sein. Wieder die Luft des Waldes riechen zu können. Als wir auf eine Lichtung kamen, hörten wir ein Knurren. Eine der Bestien sprang aus dem Gebüsch. Sie war zwei Meter groß, zottelig, ihre Pranken waren kräftig und eindeutig tödlich, lange Zähne, die aus dem Mund hinausragten. Er trat knurrend auf uns zu. Ich spürte Qui-Gons Bewegung mehr als das ich sie sehen konnte. Ich machte eine deutliche Handbewegung.

„Nein!“ flüsterte ich. Die Bestie trat auf mich zu. sie schnüffelte, dann drehte es sich um und ging wieder. Auf unserem restlichen Weg kam uns keine dieser Kreaturen mehr in den Weg. Wir schwiegen. Ich wusste, dass Qui-gon es hier nicht allzu schön fand, und auch ich wollte mittlerweile lieber umkehren. Ich spürte, wie wir uns jener Macht, die ich spürte, näherten. Dann auf einmal hörte der Dschungel auf und ein Felsbrocken lag direkt vor uns. Ich erinnerte mich an den Tempel auf meinem Heimatplaneten. So plötzlich wie hier, hatte auch dort der Wald aufgehört. Wir sahen uns an. Es gab nur einen Weg herauszufinden, was genau passiert war.

Und das war dort drin! Wir traten ein und gelangten in eine Halle. Sie hatte zur Abwechslung mal keine Säulen. Aber sie war über und über bedeckt mit Wandmalerei. Auch der Boden war voller Muster. Wir durchschritten die Halle und gingen durch den hohen Gang und gelangten in eine weitere Halle. Sie sah genauso aus wie die erste, aber der wohl bedeutendste Unterschied, war beweglich. Zwei Gestalten. Die eine war leicht durchscheinend und sah aus wie Aayla Secura, nur das er nicht blau sondern grün war. Der zweite schien ein Mensch zu sein. Sie waren beide schwarz gekleidet. Die durchscheinende Gestalt begann zu reden:

„Wir haben euch bereits erwartet. Euer Tod wird mir die Kraft geben, wieder vollends ins Leben zurückzukehren, so wie ich es schon vor langer Zeit geplant hatte. dann werden mein Schüler und ich die Sith wieder erstarren lassen. Und unsere Herrschaft über die Galaxie wird erneut beginnen.“ Dann zogen er und sein Schüler ihre Mäntel aus und aktivierten ihre Lichtschwerter. Qui-Gon und ich taten das gleiche, bis auf die Tatsache, dass ich keinen Mantel hatte. Der Mensch, der Schüler, stürzte sich auf mich und was genau Qui-Gon tat, interessierte mich vorerst nicht mehr. Anfangs wurde ich nur zurückgedrängt. Ich blockte seine Schläge ab und versuchte seinen Kampfstil zu begreifen. Es war schwieriger als im Training, aber was hatte ich erwartet?

Wir kamen durch einen dunklen Gang in eine andere Halle, auf deren Schmuck ich ehrlich gesagt nicht so geachtet hatte. Doch langsam begriff ich den Stil meines Gegners er nutzte kaum die Macht. Er verließ sich auf das, was seine Augen sahen und dadurch war ich schneller als er. Doch auf einmal zog er etwas aus seiner Tasche, und dann ging alles sehr schnell. Er schwang sein Schwert über seinen Kopf und attackierte mich, gleichzeitig machte er eine Handbewegung mit dem was er aus seiner Tasche geholt hatte. ich sah noch ein kleines Fläschchen und dann kam der Schmerz.

Was immer es war, ich hatte es in die Augen bekommen und es tat höllisch weh. Ich konnte nichts mehr sehen. Ich hörte sein Gelächter und spürte über die Macht, wie er sein Schwert hob. Ich achtete nicht auf den Schmerz, sondern ließ mich zu Boden fallen. Sein Schwert zischte über mir durch die Luft. Mit meinem Bein katapultierte ich mich nach oben, verlagerte mein Gewicht nach vorne und rammte ihm die Klinge in den Leib. Er starb, und ich kroch von ihm weg.

Meine Augen brannten wie Feuer und mein Körper beschloss, dass es für mich an der Zeit war, das Bewusstsein zu verlieren. Das Dunkel umfing mich und mein letzter Gedanke galt Qui-Gon, den ich nur nach sehr schwach wahrnehmen konnte.

Ich lag in einem Bett. Langsam spannte ich jeden einzelnen Muskel an und ließ wieder locker. Soweit war alles gut und ich hatte keine Schmerzen. Dann versuchte ich die Augen zu öffnen. Aber ich konnte es nicht. Es war nicht so das sie irgendwie verklebt wären, ich konnte sie einfach nicht spüren. Ich zog eine Hand unter der Bettdecke hervor und tastete über mein Gesicht: meine Lippen waren spröde, meine Nase war auch noch da wo sie sein sollte, aber als ich weiter nach oben tastete, spürte ich Metall!

Über meinen Augen war ein Metallenes Gerät, und als ich an den Rändern entlangfuhr spürte ich auf jeder Seite einen Draht, der von dem Gerät unter meine Haut ging. Deswegen konnte ich meine Augen nicht öffnen, meine Nerven und Muskeln waren durch die Drähte behindert. Mit der Macht suchte ich das Zimmer ab. Qui-Gon saß in einem Stuhl neben meinem Bett. Ich wandte mein Gesicht ihm zu und fragte leise:

„Was ist passiert?“ Ich konnte das Stirnrunzeln fühlen, als er antwortete:

„Das wissen wir nicht so genau. Der Sith-Schüler hat deine Augen mit einem Pulver geblendet. Ich war mir nicht sicher ob dein Körper in der Lage wäre das zu heilen. Königin Doraine hat dich sofort von ihrem besten Arzt untersuchen lassen. Er sagte, dass er kein Mittel dagegen wüsste. Als ich ihm sagte, das du in der Lage bist, dich selbst zu heilen meinte er, dass dies, vom Bewegen oder gar öffnen der Augen verhindert werden würde. deswegen hat er dir das

Ding angebaut. Es schützt deine Augen vor Bewegung und Sonnenlicht. Aber wir wissen nicht was jetzt geschehen wird.“

Er sprach es nicht aus, aber ich wusste auf was es hinauslaufen würde. wenn mein Körper nicht in der Lage wäre sie zu heilen, würde meine Augen nie wieder etwas sehen. Ich wandte meinen Kopf zur anderen Seite. Ich wusste nicht, ob ich dazu fähig war. Das Dunkel war es gewesen, vor dem ich Angst gehabt hatte. denn im Dunkeln konnte man den Weg nicht mehr sehen. Und jetzt wurde ich mit dieser Angst konfrontiert.

„Fünf Monate. Länger zu warten wäre sinnlos.“

„Wieso gerade fünf Monate?“ Ich spürte, wie Qui-Gon den Kopf schief legte.

„Wenn jemand in meinem Volk stirbt, dauert es fünf Monate, bis er endgültig tot ist. Davor befindet er sich zwischen dem Leben und dem Tod. Danach hat man das letzte bisschen Leben verloren. Und es gibt kein zurück mehr.“ Wieder hatte ich mich ihm zugewandt. Er schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Wie kannst du wissen, wo ich mich befinde?“ Ich setzte mich auf und schwang die Beine aus dem Bett. Ich trug noch immer mein Hemd und meine Hose. Mit der Macht suchte ich meine Stiefel. Ich fand sie direkt neben meinem Bett, nahm sie mir und begann sie anzuziehen, während ich erklärte:

„Ich kann durch die Macht spüren wo du bist. Du hast es mir selbst beigebracht. Diese Fähigkeit muss ich jetzt nur noch besser lernen, bis ich irgendwann durch die Informationen von der Macht, das Zimmer in meinem Geist aufbauen kann. Mit der Zeit sollte mir das gelingen. Ich denke ich werde auch weiterhin Jedi sein können. Zumindest, wenn der Rat mich lässt.“ Er stand auf und machte eine kleine, schnelle Handbewegung. Ich kannte ihn gut genug, sodass ich lächeln musste:

„Versuchst du herauszufinden, wie schnell ich reagieren kann?“ Auch er lächelte. Dann wurde er ernst.

„Ich werde dem Rat berichten. Ich gehe davon aus, dass du nicht mitgehen willst?“ Ich schüttelte den Kopf. Der Rat vertraute mir nicht so ganz. Ich konnte es verstehen, immerhin war ich viel zu alt, hatte einen zu hohen Midi-Chlorian Wert, falls das überhaupt ging, und lernte einfach zu schnell. Qui-GON verließ den Raum. Ich seufzte. Natürlich konnte ich es verstehen, aber deswegen, ging ich trotzdem nicht so gerne zu ihnen.

Ich stand auf und ging zur Tür. Das ich mit dem blind sein noch nicht gut zurechtkam, zeigte mir der Stuhl, den ich schon wieder vergessen hatte. Ich stieß einen Fluch aus und konzentrierte mich auf die Macht. der restliche Weg verlief ohne weitere Probleme. Ich verließ Qui-Gons und nun auch meine Wohnung und stand auf dem Gang. Ich brauchte eine Weile, bis ich mich orientieren konnte. Das Gute war, dass hier keine Leute liefen und ich mich noch nicht darauf konzentrieren musste. Ich nahm dem Lift nach unten und dann begann der Albtraum:

Überall liefen Leute herum. Ich machte erst einmal einen Schritt aus dem Lift und stieß schon mit dem ersten zusammen. Ich murmelte eine Entschuldigung und wartete ein wenig, bis ich mich langsam daran gewöhnte, auf so viel gleichzeitig zu achten. Dann atmete ich tief ein und ging los. Immer wieder stieß ich mit jemandem zusammen, aber es wurde besser. Kurz bevor ich die Räume zum Meditieren erreicht, hörte ich eine Stimme, die mich rief. Es war Aayla Secura. Sie lief auf mich zu und sagte dann:

„Ich hab gehört, dass du blind bist. Das tut mir so leid, aber wie es aussieht, kannst du ja vielleicht doch noch ein Jedi werden. Ich rede schon wieder zu schnell.“ Bemerkte sie, als sie meinen Gesichtsausdruck sah. Ich ging weiter, und wollte etwas erwidern:

„Es ist schwierig, auf alles gleichzeitig zu achte, woran ich wohl noch arbeiten muss. Vor allem wenn mehrere Personen um mich ...“ Diesmal war es zwar kein Stuhl, aber auf die Treppe hatte ich nicht geachtet. Immerhin landete ich auf meinen Händen. Ich stand wieder auf und warf mit einer Kopfbewegung meinen Zopf über die Schulter. Dann ging ich weiter.

„Wieso bist du so selbstsicher?“ Aayla hatte mich niemals nach meiner Vergangenheit gefragt, das machte sie mir so sympathisch. Es interessierte sie nicht, was ich gewesen war, nur was ich jetzt war. Doch das sie irgendwann Fragen stellen würde, war mir klar gewesen. Mit einer knappen Handbewegung gab ich ihr zu verstehen, dass sie sich noch kurz gedulden sollte. Als wir angekommen waren, wählte ich den Meditationsraum, der einen kleinen künstlichen Bach hatte. Ich kam gerne hierher. Im Jedi-Tempel gab es kein Wasser. Zum Waschen gab es nur einen Automaten, der zwar den Schmutz beseitigte, sogar den Körper entgiften konnte, aber Wasser war nach dem Feuer schon immer mein Lieblingselement gewesen.

Auch fehlte mir die Natur, die auf meinem Planeten so reichlich bestanden hatte. Wenn ich hier die Augen schloss, konnte ich beinahe den Wind spüren und das Rascheln des Laubes hören. Ich erinnerte mich an das lichte Grün des Waldes und mir wurde bewusst, dass ich es vielleicht niemals wieder würde sehen können. Ich würde vielleicht nie wieder eine Farbe sehen. Ich seufzte, ich würde es in fünf Monaten herausfinden.

Aayla setzte sich hin, sodass ich von der Bewegung aus meinen Gedanken gerissen wurde. Ich erzählte ihr meine Geschichte. Ich sagte ihr alles, alles über Henry, Helen, Rusty, die drei Jungen, Tam, das Gefängnis, Ethaerin, einfach alles. Währenddessen übte ich, mich auf meine Umgebung zu konzentrieren, was aber nicht so einfach war. Danach redeten wir über meine Vergangenheit, unsere bisherigen Missionen und über die Politik. Es war schön, mit jemand anderem als Qui-Gon zu reden. Und ich mochte Aayla schon immer.

Die nächsten Wochen waren ziemlich anstrengend. Tagsüber, machte Qui-Gon alle möglichen Übungen mit mir, zum Beispiel kämpfte er mit mir und ließ zwischen durch mal ein paar Sachen gegen mich fliegen. Das war zwar nichts Neues, doch früher hatte ich mit den Augen gegen ihn gekämpft, und mich mit der Macht auf die Geschoss konzentriert, jetzt musste ich auf beides mit der Macht achten. Ich war froh, dass mein Körper seine blauen Flecken immer gleich heilte. Doch während Qui-Gon nachts schlief und sich ausruhte, ging ich durch die Strassen von Coruscant und versuchte, alles gleichzeitig wahrzunehmen. Ich war wirklich erleichtert, als ich mich endlich daran gewöhnt hatte und wir dem Jedi-Rat mitteilen konnten, dass Qui-Gon und ich wieder Missionen annehmen konnten:

Unser erster Einsatz nach unserer eher unfreiwilligen Pause führte uns nach Latirad, einem Planeten, der nur zwei Städte hatte, aber jede Menge Forschungslaboren. Sah man von oben auf den Planeten, sah man ein gleichmäßiges Grün nur von einigen großen grauen Flecken unterbrochen. Der gesamte Planet war ein Grasmeer. Wenn man sich verirrt, konnte man nicht auf einen Baum steigen, um den Weg wieder zu finden, denn es gab keine. Nur Gras, das einem bis zu den Hüften reichte.

Als wir landeten, spürte ich sofort, dass man nicht viel von mir hielt. Oder besser gesagt, dass man nicht viel von meiner Sehfähigkeit hielt. Man teilte uns mit, dass in einem der Forschungslaboren, einige intelligente Kampfdroiden sich selbstständig gemacht hatten. Einer von denen, die uns empfangen hatten, machte andauernd Anspielungen auf meine Blindheit. Als er dann aber sagte:

„Und wie wollt ihr das schaffen, mit euren nicht mehr ganz vollständig erhaltenen Fähigkeiten?“ riss mir endgültig die Geduld. Blitzschnell drehte ich mich um, zog Elnaur, aktivierte sie jedoch nicht, und hielt sie ihm direkt an den Hals.

„Es ist intelligenter eine Kerze anzuzünden, als über Dunkelheit zu klagen. Ihr habt um unsere Hilfe gebeten, deswegen sind wir hier. Vielleicht solltet ihr nicht um unsere Hilfe bitten, wenn ihr sie ohnehin schon in Frage stellt.“ Damit gingen ich und Qui-Gon weiter.

Ähnliche Szenen spielten sich auch auf anderen Planeten ab, doch ich lies mich nicht unterkriegen. Wir erledigten unsere Aufträge und für uns ging das Leben weiter, wie es schon immer gewesen war. Für fünf Monate, dann kam der Moment der Wahrheit:

Ich hatte Angst davor es zu tun, aber ich öffnete langsam die Augen. Es war ungewohnt und fühlte sich komisch an. Es war dunkel. Der Arzt hatte das Licht ausgeschaltet, damit sich meine Augen langsam wieder ans Sehen gewöhnen konnten. Dennoch konnte ich die Konturen

sehen, schwach. Ich hielt mir eine Hand vor die Augen und war mir ganz sicher. Ich konnte sehen! Nach und nach, wurde das Licht heller gestellt und es war ganz eindeutig, das ich wieder sehen konnte.

Zum dritten Mal ging ich mit Qui-Gon in jenes Cafe und freute mich, wieder einmal ein Kapitel in meinem Leben abgeschlossen zu haben. Ich sah aus dem Fenster und freute mich über die verschiedensten Farben, die ich nun wieder sah. Man erkennt nicht, wie wundervoll eine Fähigkeit ist, bis man einmal ohne sie leben musste. Ich wusste nun, wie schön es sein konnte, zu sehen.

Die Zeit verging. Mission folgte auf Mission. Ich wurde schneller im Schwertkampf, empfänglicher für die Macht und immer selbstsicherer im Leben. So dass ich bereits eine Ahnung hatte, als Obi-Wan mitten in der Nacht zu mir geschickt wurde, mit dem Auftrag des Rates, mich zu ihnen zu holen. Kurz darauf stand ich vor dem Rat. Mace Windu begann:

„Du hast während der letzten vier Jahre viel gelernt. Aber du hast eine große Schwäche.“ Ich nickte, da ich wusste, was sie meinten.

„Wenn deine Schwäche überwunden du hast, ein Jedi-Ritter sein du kannst.“ Yoda wurde von Yarael Poof abgelöst:

„Du weist, was wir von dir verlangen?“ Ich sah auf den Boden.

„Ihr wollt, dass ich Qui-Gon verlasse und ihm einen neuen Padawan unterstelle.“ Darauf gab es nichts zu erwidern. Ich sah Yoda an und bat ihn:

„Dürfte ich darum bitten, selbst zu bestimmen, wer es sein wird?“ Yoda neigte leicht den Kopf, danach sagte er:

„Morgen ihr werdet gehen nach Bandomeer. Einen alten bekannten von Qui-Gon dort finden ihr werdet.“ Ich konnte mir sehr gut vorstellen, wer das sein sollte. doch ich erwiderte nichts. Ich verbeugte mich und machte mich auf den Weg. Ich hatte da so eine Vorstellung, wer Qui-Gons Schüler werden sollte. ich betrat den Schlafsaal der Jünglinge. Es war still, sie schliefen alle. Ich ging die Betten entlang, bis ich vor ihm stand. Ich wusste, dass er früher schon von Qui-Gon unterrichtet worden war in einer Klasse. Bevor ich ihn kennen gelernt hatte. er sah friedlich aus, ruhig gelassen. Er konnte nicht älter sein als 12. ich legte ihm eine Hand auf die Schulter, um ihn zu wecken. Er murmelte etwas unverständliches, dann wurde er richtig wach. Ich flüsterte, um die anderen nicht zu wecken:

„Ich erwarte dich morgen früh um fünf bei den Landeplätzen. Komm nicht zu spät. Alles Weitere erfährst du dann.“ Ich ließ einen ziemlich verwirrten Jungen zurück, der kurz darauf wieder einschlief. Nachdem ich Qui-Gon in der Wohnung eine Nachricht hinterlegte, das er kurz nach fünf am Landeplatz sein sollte, ging ich meditieren. Jener alte Bekannte, konnte nur Xanatos sein. Qui-Gons ehemaliger Schüler, der sich der dunklen Seite zugewandt hatte und den Qui-Gon erst ein einziges Mal erwähnt hatte.

Ich wusste nicht, ob es sonderlich gut war, Qui-Gon zu Xanatos zu schicken, aber ich würde schon aufpassen. Ich musste lachen. Ich und Qui-Gon beschützen? Er konnte sehr gut auf sich selbst aufpassen. Dann dachte ich über Qui-Gons neuen Schüler nach. Kam aber auf kein Ergebnis. Letztendlich würde Qui-Gon es selbst entscheiden müssen. Als es Zeit wurde ging ich direkt zum Landeplatz. Er stand bereits da und sah mich fragend an.

„Der Rat will, dass du mich und Qui-Gon auf der nächsten Mission begleitest. Er...“ weiter kam ich nicht, da ich spürte, dass Qui-Gon von hinten auf uns zukam. So drehte ich mich um und wurde mir bewusst, wie viel mir Qui-Gon bedeutete. Auch er sah mich fragend an:

„Der Rat möchte, dass Obi-Wan uns begleitet.“ Qui-gon sah den Jungen an und nickte dann. Diesmal konnten wir den sleuth nicht nehmen, da wir zu dritt waren und wählten deshalb ein anderes Raumschiff. Die Fahrt wurde für Obi-Wan ziemlich schweigend. Qui-gon und ich jedoch unterhielten uns über meine Fähigkeiten des Gedankenlesens. Ich berichtete ihm kurz, dass der Rat mich in der Nacht gerufen hatte, sagte jedoch nichts darüber, dass ich Jedi-Ritter werden sollte oder über meine Probe.

Dann diskutierte ich mit ihm über Obi-Wan. Es stellte sich heraus, dass Qui-Gon eine gute Meinung von Obi-Wan hatte und auch sehr gut mit ihm auskam. Auf Bandomeer angekommen, landeten wir auf einem öffentlichen Landeplatz. Ein Mann erwartete uns. Bevor wir ausstiegen sagte ich zu Qui-gon:

„Ich denke, das ist eine Falle.“ Qui-Gon sah mich mit hochgezogener Augenbraue an.

„Und was tun wir jetzt?“ Obi-Wan antwortete sofort:

„Wir lösen die Falle aus.“ Dabei grinste er wie ein kleiner Schuljunge, der sieht, wie sein Lehrer ausrutscht. Qui-Gon und ich sahen erst Obi-Wan und dann uns an. Ich hob die Schultern und stand auf. Mehr gab es nicht zu besprechen. Wir verließen das Raumschiff und traten auf den Mann zu. Er deutete eine Verbeugung an und sagte dann:

„Der Vorsitzende der Firma Offworld Corporation heißt sie willkommen. Ich soll sie zu ihm führen.“ Also folgten wir ihm. Es ging durch die Stadt zu einem großen Gebäude. Darin durch Gänge und Treppen, bis wir eine Halle erreichten. Als wir uns dem Mann näherten, der in einem Sessel hinter einem Tisch näherten, fühlte ich wie Qui-Gon innerlich zusammen zuckte. Der Mann hatte schwarze Haare, dunkelblaue Augen und eine Narbe, die aussah wie ein unterbrochener Kreis. Xanatos! Er stand auf und lächelte. An seiner Seite trug er ein Lichtschwert.

„Qui-Gon, mein alter Meister! Ich hatte mich gefragt, wie lange es wohl dauern würde bis wir uns wieder sehen. Ich hoffe, es geht euch gut?“ Er lächelte. Qui-Gon antwortete leise:

„Ich denke du freust dich so dass ich noch am Leben bin, weil du mich töten willst!“ Es war keine Frage, doch Xanatos beantwortete sie trotzdem:

„Ihr habt es erfasst. Ihr habt meinen Vater getötet und deswegen werde ich euch vernichten.“ Auf eine Handbewegung hin, rannten knapp hundert Männer mit Lasserblastern in den Händen herbei. Qui-Gon und ich blieben gelassen stehen, Obi-Wan sah sich um. Die Männer legten an, zu dritt aktivierten wir gleichzeitig unsere Lichtschwerter. Xanatos stand grinsend da. Dann machte er eine knappe Handbewegung. Alle hundert Mann schossen gleichzeitig auf uns. Es war der reinste Horror, da Qui-Gon und ich auch noch manchmal auf Obi-Wan aufpassen mussten, der sich zwar gut schlug, aber eben noch nicht so gut wie wir beide war. Der Kreis wurde immer kleiner.

In Gedanken schrie ich Qui-Gon zu, dass er mit Obi-Wan die Flucht antreten sollte. natürlich war er anfangs noch nicht sonderlich davon begeistert, doch als Obi-Wan einen angesengten Ärmel verpasst bekam überlegte er es sich anders. Die beiden ergriffen die Flucht. Mit einem Sprung zur Tür, hinderte ich die meisten Angreifer ihnen zu folgen. Nun da ich alleine war und auf niemanden achten musste, verbesserten sich meine Leistungen. Dennoch konnte ich nicht gewinnen. Mein Blick fiel an die Decke. Dort waren tausende von Balken. Ein richtiges Labyrinth davon.

Ich sprang hoch und weitete meinen Sprung mit Hilfe der Macht so weit, dass ich auf einem der Balken stand. Dann lief ich auf ihm entlang zur Wand. Lasergeschosse prallten gegen den Balken, sodass er brach, kurz bevor ich sein Ende erreichte. Mit einem wiederum unnorm großen Sprung, sorgte ich dafür, dass ich noch an einem Vorsprung hing. Ich zog mich hoch und aktivierte Elnaur, durchschlug die Scheibe und sprang mit einem Salto nach draußen. Ich kam auf dem Nachbar Dach zu stehen und lief darüber. Obwohl es in seiner Macht gestanden hätte, folgte Xanatos mir nicht. Ich rannte über die Dächer, bis es nicht weiter ging, dann sprang ich herunter und hastete auf den Landeplatz zu. Ich rannte durch die Tür, in die dachlose Halle, in der unser Raumschiff stand und musste mich erst einmal auf den Boden fallen lassen, um nicht von Qui-Gon einen Kopf kürzer gemacht zu werden.

Er murmelte eine Entschuldigung, dann liefen wir ins Raumschiff und starteten sofort. Als wir fort flogen, sahen wir noch Xanatos in die Halle stürmen. Aber wir befanden uns schon außer Reichweite.

„Ich denke wir sollten versuchen in die Stadt zurückzukehren.“ Qui-Gon und ich schüttelten gleichzeitig den Kopf. Wir hatten uns auf einen Sicherheitsabstand gebracht und diskutierten nun darüber, was wir machen sollten:

„Die Eingänge der Stadt werden von Xanatos überwacht. Da kommen wir vorerst nicht rein. Wir sollten noch ein wenig warten und dann Kontakt mit dem Jedi-Rat aufnehmen. Wenn Xanatos der Anführer einer Firma ist, kann das einige Probleme hervorrufen, mit denen die Jedi nicht fertig werden.“ Ich zog eine Augenbraue nach oben. Es kam zwar selten vor, aber dieses Mal hatte ich keine Ahnung, was er damit sagen wollte. Er sah mich jedoch an und schien auf eine Reaktion meinerseits zu warten. Doch ich sagte nichts, sondern spielte mit meinem kleinen Padawan-Zopf.

Irgendwas stimmt nicht, aber ich wusste nicht was es war. Qui-Gons Vorschlag war der Vernünftigste, aber etwas störte mich daran. Doch da ich nicht wusste was, und mir nichts Besseres einfiel, erwiderte ich nichts. Erst nach einer halben Stunde, war ich mir sicher. Doch da ich Qui-Gons Autorität nicht vor Obi-Wan in Frage stellen wollte, unterhielt ich mich mit ihm über Gedanken:

>Qui-Gon! Irgendwas stimmt hier nicht. Ich glaube nicht, dass Xanatos noch dort ist.<

>Wo sollte er sonst sein?< >Ich bin mir nicht sicher, aber ich fühle mich nicht wohl dabei. Wir sollten zurückkehren.<

>Ich habe ebenfalls bedenken, aber es ist noch zu früh, um in die Stadt zurück zukehren.< Ich sah ihn ganz direkt an.

>Ich meinte auch nicht, dass wir in die Stadt zurückkehren sollten, sondern in den Jedi-Tempel.< Er runzelte die Stirn. Obi-Wan musterte uns interessiert. >Wieso?< Ich richtete mich auf meinem Stuhl auf:

>Du hast mir bisher immer vertraut, wenn ich gesagt habe, dass ich von etwas überzeugt bin. Wieso?< >Anfangs, um herauszufinden, ob du recht hattest und danach, weil du zuvor immer Recht hattest.< >Dann vertrau mir dieses eine Mal noch.< ich hätte mir am liebsten auf die Zunge gebissen. Das war der wohl dümmste Augenblick, ihm zu sagen, das obi-Wan sein Schüler werden sollte, da ich in den Rang eines Jedi-Ritters erhoben werden sollte. aber es schien ihm nicht aufzufallen, oder er ignorierte es einfach. Stattdessen stand er auf und gab in den Computer die Koordinaten für Coruscant ein. Obi-Wan schwieg. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube er wusste, dass wir auf irgendeine Weise etwas miteinander besprochen hatten. Ich meinerseits war nervös. Etwas geschah, das nicht geschehen sollte. als wir endlich im Jedi-Tempel ankamen, fielen uns sofort die zwei Jedi auf, die an der Tür standen und uns erwarteten. Wir eilten auf sie zu, um zu erfahren, was passiert sei.

„Es wurde ein Anschlag auf Yoda verübt. Im ganzen Tempel herrscht Ausnahmezustand. Xanatos hat einen Padawan verführt und eine andere entführt. Wir wissen nicht wo er ist. Jeder sucht ihn.“ Ich drehte mich halb zu Qui-Gon um und stieß ein:

„Die Archive!“ aus und rannte mit Qui-Gon weiter. Auf halbem Wege, spürte ich eine Gefahr von rechts. Ich schrie Qui-Gon zu, er solle sich um Xanatos kümmern und rannte in die Richtung, aus der die Gefahr kam. Es stellte sich heraus, dass es der bekehrte Schüler war. Bevor ich jedoch noch etwas sagen konnte, griff er mich an. Da sein Kampfstil noch nicht festlag und er alle möglichen Techniken mischte, war es schwierig für mich, seine Bewegungen vorauszusehen. Aber ich sollte nicht umsonst zum Jedi-Ritter ernannt werden und als ich dann anfang ihm auch noch mit fliegenden Sachen abzulenken, konnte er sich nicht mehr konzentrieren. Ich lies ihm eine Schublade gegen den Hinterkopf donnern, sodass er ohnmächtig wurde.

Dann nahm ich ihm das Lichtschwert weg. Da ich nicht genau wusste, was ich tun sollte, teilte ich Mace Windu über Gedanken mit, dass ich hier mit dem bekehrten Schüler wäre. Er kam auch, zusammen mit Ki-Adi Mundi. Sie nahmen den Schüler mit sich und ich machte mich auf den Weg zu Qui-Gon. Doch er war nicht mehr in der Bibliothek. Ich konzentrierte mich auf die Macht und fand ihn in einer Halle, in der die Energie des Jedi-Tempel verteilt wurde. Ich

rannte dorthin. Als ich gerade durch die Tür laufen wollte, kam er mir entgegen. Ich runzelte die Stirn aber er schüttelte nur den Kopf. Xanatos war entkommen, aber das wieso musste er dem Rat ja sowieso erklären und so spielte das keine große Rolle, wann ich es erfuhr.

Wir trafen Obi-Wan bei Bant, einer Mon Calamari. Sie war die entführte Padawan gewesen und da sie mit Obi-Wan befreundet war, hatte er sich nach ihr umgeschaut. Mit ihm gingen wir zu Rat, um zu berichten. Qui-Gon erklärte kurz was auf Bandomeer passiert war, dann berichtete er, dass er mit Xanatos gekämpft habe, doch als dieser ihm gesagt hat, dass er den Jedi-Tempel mit einer Bombe vernichten wollte, hatte er ihn entkommen lassen, um die Bombe zu deaktivieren. Ich sagte nichts davon, dass ich den bekehrten Schüler besiegt hatte, das hatte Mace Windu bestimmt längst getan. Dieser tauschte einen Blick mit Yoda. Yoda sah mich direkt an und sagte dann:

„Xanatos beseitigen wir müssen. Gefährlich geworden er ist. Finden ihr ihn müsst. Bevor beendet der Auftrag ist.“ Wir verbeugten uns und gingen. Qui-Gon sagte, dass er noch etwas tun müsse und so ging ich mit Obi-Wan in den Hangar und machte das Schiff start klar.

„Ich soll sein Padawan werden, nicht wahr?“ Ich wandte mich zu Obi-Wan um, der mich fragend ansah und nickte.

„Wieso ich?“ Ich seufzte.

„Meine größte Schwäche ist es, dass ich an Qui-Gon sehr fest gebunden bin. Er war... er ist der einzige, dem ich richtig vertraue, außer dem Rat. Ich würde niemand anderem mein Leben so einfach anvertrauen. Der Rat will, dass ich Qui-gon loslasse, ihm einen anderen Padawan unterstelle. Ich habe dich gewählt, weil Qui-Gon dich bereits kennt. Ihm wurde schon einmal angeboten, dass er dich als seinen Schüler nimmt, aber er hat abgelehnt aus Angst erneut zu versagen, so wie bei Xanatos. Doch diese Angst, hat er überwunden. Du warst einfach derjenige, von dem ich dachte, das er mit Qui-Gon am besten zurechtkäme.“ Er sah auf seine Füße und sagte dann leise:

„Er bedeutet euch sehr viel, oder?“ Ich mochte es nicht, wenn es so verdammt sentimental wurde. Aber wenn ich schon darüber bestimmte, wessen Padawan er werden sollte, dann hatte er auch ein gewisses Recht darauf, dass ich ihm seine Fragen beantwortete:

„In meiner Vergangenheit hatte ich es nicht sonderlich leicht. Ich konnte niemandem vertrauen. Und als ich dann hier auf Coruscant ankam, hatte ich alles verloren, was ich gekannt habe. Qui-Gon hat sich damals um mich gekümmert. Er hat sich gegen den Rat und manchmal auch gegen mich behaupten müssen, aber er war der erste, dem ich vertraute.“ Obi-Wan nickte. Er hatte verstanden. Ich lehnte mich auf meinem Stuhl nach vorne.

„Qui-Gon ist ein sehr guter Lehrer. Er wird immer für dich da sein, wenn du ihn brauchst.“ Wie zum Beispiel jetzt. Ich wollte dieses Gespräch beenden und zu meiner Freude kam Qui-Gon. Ich fragte ihn nicht, was er getan hatte. Entweder er würde es mir von selbst sagen, oder er würde es mir auch dann nicht verraten, wenn ich nachfragte. Doch als er mich ansprach ging es um etwas anderes.

„Ich weiß, dass du es nicht gerne tust, aber es würde die Suche sehr schnell beenden.“ Ich wusste was er meinte und konzentrierte mich. Es war lange her, dass ich meine angeborenen Fähigkeiten das letzte Mal eingesetzt hatte. Ich mochte es nicht, doch wieso ich es nicht mochte, wusste ich nicht. Vielleicht, weil es mich so an meine Vergangenheit erinnerte. Ich drang in Xanatos Bewusstsein ein. Und suchte nach dem letzten Blick auf die Sterne. Ich sah mir die Konstellation an und zog mich wieder in meinen eigenen Körper zurück. Dann wandte ich mich zu Qui-Gon und sagte:

„Er ist auf Telos.“ Also hatten wir unser Ziel. Nach einer Weile, spürte ich, dass Qui-Gon sich mit mir über Gedanken unterhalten wollte.

>Ich habe dem Rat mitgeteilt, dass du bereit bist ein Jedi-ritter zu werden.< was sollte ich darauf erwidern? ,Tut mir leid Qui-Gon, aber die haben sowieso schon gesagt, dass ich einer sein werde, sobald wir mit dieser Mission fertig sind?'

>Was hat er gesagt?< Es schien mir die beste Lösung zu sein.

>Nichts Konkretes.< Dass er damit nicht sonderlich glücklich war, war eindeutig. Ich konnte es verstehen, immerhin hatte mich der Rat ja bereits für fähig erklärt. Doch als Qui-Gon dann fragte, wurde ihm nichts Genaueres gesagt. Der Rest des Weges verlief schweigend. Diese Stille hatte etwas Beruhigendes. Ich mochte es mit Qui-Gon zu schweigen. Es war beruhigend und es würde wohl für längere Zeit das letzte Mal sein.

Telos war ein dicht besiedelter Planet. Doch war es hier nicht so schlimm wie auf Coruscant, wo der ganze Planet eine einzige Stadt war. Es gab hier viele Heilige Orte, die zurzeit renoviert wurden, wie wir von ein paar kleinen Kindern erfuhren. Von einer Firma die sich UniFy nannte. Ich warf Qui-Gon einen Blick zu, während die Kinder weiter rannten. Obi-Wan blickte ihnen kopfschüttelnd hinterher.

„Kinder verraten stets am meisten, da sie die Wichtigkeit von manchen Dingen nicht einschätzen können. Und sie vergessen dich auch am schnellsten.“ Ich hätte am liebsten gelächelt. Qui-Gon begann bereits Obi-Wan zu unterrichten. Ich hatte die richtige Wahl getroffen. Dann gingen wir wieder einmal übergangslos zu unserer Mission zurück.

„Ich denke wir sollten diese Restaurierungsarbeiten überprüfen. Was soll man denn an einem heiligen Ort restaurieren?“ Qui-Gon nickte. Ich konnte mir vorstellen, wie schwer es für ihn sein musste, seinen ehemaligen Schüler in die Enge zu treiben. Einen heiligen Ort zu finden, war nicht sonderlich schwer. Sobald man ratlos dastand kamen Kinder auf einen zu und wollten Reiseführer spielen. So gelangten auch wir zu einem solchem Ort. Davor war alles abgesperrt, sogar Bewacher sahen wir. Natürlich hatten sie sich als Bauarbeiter verkleidet, aber es war eindeutig, dass es nicht ihre ursprüngliche Arbeit war.

„Und jetzt?“ Geduld schien nicht eine von Obi-Wans Stärken zu sein. Qui-Gon und ich sahen uns an.

„Wir haben nur eine einzige Chance. Zu dritt kommen wir da nicht rein. Und ich glaube nicht, dass einer alleine hier bleiben sollte.“ Er nickte. Obi-Wan und einer von uns würde hier bleiben.

„Du bist mit deiner Haut zu auffällig. Ich werde gehen.“ Ich schüttelte den Kopf.

„Eine Frau ist bei so was immer unauffälliger und falls es irgendwo eine enge Spalte gibt, zum rein- oder rausgehen, habe ich es leichter als du. Und meine Haut kann ich mit diesem Puderzeugs überdecken. Natürlich bräuchte ich andere Kleider.“ Er sah mich mit einem seltsamen Ausdruck an.

„Du willst dich immer unbedingt in Gefahr bringen, nicht wahr?“ Ich musste lächeln, das war einer der Gründe und obwohl er es wusste, erwiderte ich nur:

„Ist eine logische Schlussfolgerung. Das da drinnen sind Arbeiter und ich bin eine Frau. Das gefällt mir zwar nicht, aber wenn ich da reingehe und erwischt werde, kann ich immer noch mit ihnen weg gehen und sie verprügeln. Dich würde man gleich verhaften!“ Mehr gab es nicht zu bereden. Ich ging in eines der Geschäfte der Stadt und kaufte mir ein Kleid. Qui-Gon sah mich mit hochgezogener Augenbraue an und Obi-Wans Mund stand offen. Ich hatte meinen Padawan Zopf in den anderen mit hinein geflochten, sodass man ihn nicht mehr sah. Das Kleid ging bis zu meinen Knien und war in einem hellen blau, der Ausschnitt war nicht zu groß aber reichlich vorhanden. Auf dem Rücken war ebenfalls eine Art Ausschnitt. Es war schrecklich gewesen, sich überall zu pudern, aber das Kleid war perfekt, wenn man mich schnappen würde. meine Schuhe hatten einen Absatz und ich musste beim Laufen aufpassen, dass ich nicht umknickte.

„Du hast den falschen Beruf.“ bemerkte Qui-Gon. Ich lächelte nicht. Ich mochte keine Kleider, Hosen waren mir einfach lieber. Sie behinderten nicht so beim Bewegen. Ich seufzte, drückte Qui-Gon das Bündel in den Arm, das meine Anzihsachen, Stiefel und Elnaur enthielt. Dann nickte ich ihm zu und ging um den Eingang zu heiligen Ort herum. Hier lag überall Geröll. Zweimal knackte ich um, schaffte es aber beide Male das Gleichgewicht wieder zu finden.

Der heilige Ort, bestand aus einer großen Kuppel, die wie Qui-Gon mir noch gesagt hatte, eine Quelle überdachte. Sie war sehr klein, speiste aber viele Teiche, die in einer Höhle darunter lagen. Ich hatte ihn fragend angesehen:

„Das Wasser kommt von den Bergen herunter geflossen. Die Quelle ist in Wahrheit eine Mulde im Gestein. Wenn sich dort das Wasser zu hoch staut, fließt es über einen Rand. Und dann in einem Bach nach unten. Doch dort kommt es nicht weiter und so bilden sich kleine Teiche. Das Wasser der Teiche ist kristallklar. Sie fließen durch sehr reichhaltiges Gestein. Und da haben wir auch den Grund für die ‚Restauration‘. Auch die Kuppel ist aus dem Gestein.“

Glück schien ich jedenfalls noch zu haben: in der Kuppel befanden sich mehrere Risse und Spalten. Den Grund für eine Restauration zu finden war jedenfalls nicht schwer gewesen. Endlich fand ich eine, durch die ich passte. Ich musste aufpassen, weder das Kleid noch den Puder zu ruinieren. Doch ich war schon immer hartnäckig gewesen.

Ich kam an einem entlegenen Punkt heraus. Ich befand mich in einiger Entfernung zur Quelle und dem Eingang. Überall befanden sich Gerüste, und planen und Kisten. Das Reinkommen und das unbemerkt bleiben, war einfach. Das Problem wäre nur, ob ich auch wieder unauffällig nach draußen kam. Im Schutz der Gerüste gelangte ich zu dem Teil, wo der Bach nach unten floss. Ich sah mich um. Unten standen drei Männer mit Waffen. An den Wänden standen überall Männer, die das Gestein von den Wänden schürften. Sie hatten Ketten an ihren Füßen und hinter ihnen standen Männer mit Peitschen.

Eine Frau unter Männern. Ein Gefängnis. Sie wird zusammen geschlagen und bricht zusammen. Die Wächter schlagen auf sie ein. Doch sie hat nicht die Kraft weiter zu arbeiten. Schmutz dringt in die Wunden, doch sie fühlt den Schmerz schon lange nicht mehr.

Ich fühlte die Mündung eines Lasserblasters in meinem Nacken und wurde wieder in die Gegenwart zurückgeholt. Ich saß auf den Knie, konnte mich aber nicht daran erinnern, wie lange ich schon hier war. „Aufstehen!“ Als Nächstes kommt dann Hände über den Kopf, oder? Diese Sprüche gingen mir auf die Nerven. Aber gut. Ich stand langsam auf und drehte mich um. Ich hielt den Kopf leicht nach unten gebeugt, und sah ihn erschrocken an. Ich hätte ihn am liebsten einfach niedergeschlagen, aber dann würden alle anderen auf mich aufmerksam werden. Und das wollte ich nicht.

„Aber Hallo! Was haben wir denn da für eine hübsche Frau?! Es ist verboten, sich hier aufzuhalten.“ Zum ersten Mal, war ich fast schon froh, das ich in Helens Puff gehen musste. Denn jetzt wusste ich, wie man einen Mann am verführerischsten ansieht.

„Vielleicht finden wir ja eine Lösung, die uns beide... befriedigt.“ Dazu machte ich eine kleine Bewegung, die immer wirkte. Er machte eine Kopfbewegung in Richtung Hinterseite der Halle.

„Dann wollen wir mal sehen, ob ich zufrieden bin, mit dem was du zu bieten hast.“ Hüftschwingend ging ich voraus. Hinter einem mit einer Plane verkleidetem Gerüst blieb ich stehen. Er trat an mich heran und hob seine Hand. Ich griff nach der Hand und bog die Finger nach hinten. gleichzeitig rammte ich ihm mein Knie an die Stelle, wo es besonders weh tut, dann stieß ich ihm meinen Handballen gegen das Kinn, riss mit der gleichen Bewegung seinen Kopf nach unten und rammte ihm den Ellbogen in den Nacken. Er glitt zu Boden und blieb liegen.

Mit einer Kopfbewegung warf ich meine Haare nach hinten. Mein Padawan-Zopf hatte sich gelöst. Mit einer geübten Handbewegung verbannte ich ihn hinter mein Ohr.

Dann suchte ich im Geist Qui-Gon und sagte ihm er solle herkommen. Als er vor dem Spalt war, schob ich den Wächter durch. Dann ging ich selber durch. „Schwierigkeiten?“ fragte Qui-Gon. Ich zuckte mit den Achseln. „Kommt darauf an. Dort Reinzukommen nicht wirklich. Das Rauskommen geht schon. Aber das was dort vor sich geht, ist schlimm.“ Er verstand. Wir schafften den Wächter erstmal weg. Nach 500 Metern entdeckten wir eine natürliche Höhle und zogen ihn rein. Qui-Gon musterte ihn.

„Manchmal bist du richtig Angst einflößend.“

„Im Vergleich zu dem was die tun, finde ich mich noch ganz friedlich. Qui-Gon! Die haben da Sklaven.“ Sein Kopf fuhr nach oben. Eine Sache hatten wir schon bei einer anderen Mission herausgefunden: Wenn ich irgendwo Sklaven sah, konnten diejenigen, die mir dann noch in die Quere kamen, nur noch beten. Ich hatte meinen persönlichen Kleinkrieg gegen die Sklaverei gestartet.

„Was passiert dort?“

„Sie schürfen das Gestein um an die Rohstoffe zu kommen. Die Männer sind Gefesselt und werden geschlagen.“ Meine Stimme brach. Ich dachte an jene Erinnerung, die mich beim Anblick der Männer überkommen hatte. Ich erinnerte mich an den Schmutz, die Schmerzen, die Arbeit, die Hilflosigkeit. Ich spürte Qui-gons Hand auf meiner Schulter.

„Wir werden sie da rausholen. So schnell wir können.“ Ich nickte. Ich konnte nicht sprechen.

„Jetzt sollten wir erstmal unseren kleinen Wächter wach kriegen.“ Dass wir nicht sonderlich zart zu ihm waren, als er wach geworden war, kann man sich wohl vorstellen. Qui-Gon hatte Obi-Wan nach draußen geschickt, unter dem Vorwand, dass er aufpassen sollte, dass sich uns niemand näherte. Als er sich beharrlich weigerte, uns Auskunft zu geben, drang ich in seinen Erinnerungen vor. Ich war nicht sonderlich umsichtig, was man an seinen Schreien hörte, aber ich war wütend. Und nach dem was ich vorfand, hatte er es auch nicht besser verdient.

„Xanatos ist beim Volk ziemlich beliebt. Erst müssen sie erfahren, was er wirklich an den heiligen Orten unternimmt, bevor wir gegen ihn vorgehen können. Die Männer wurden mit Verträgen, die danach gefälscht wurden, zum Arbeiten versklavt. Ihre Familien glauben, dass sie in Zelten unter Arbeitern wohnen, so dass sie niemand vermisst. Xanatos bringt die ganzen Mineralien von diesen Planeten, und verwendet sie für irgendwas Wichtiges. Mehr weiß er nicht.“ Qui-Gon schlug unseren Gefangenen wieder bewusstlos und sah mich dann an:

„Wenn wir beweisen wollen, was Xanatos wirklich tut, müssen wir eine Inspektion der ‚Restauration‘ herbeiführen. Das erreichen wir nur durch ein paar wichtige Dokumente. Rechnungen, die gefälschten Verträge. Es muss doch etwas geben.“ Ich blickte auf.

„Es gibt keinen besseren Beweis als einen Augenzeugen, der bekannt ist. Wir brauchen nur ein paar von den Arbeitern befreien. Ihre Wunden und ihre Aussage, dürfte Grund genug sein.“

„Wenn Xanatos zu früh erfährt, dass wir ihn entlarvt haben, könnte er erneut fliehen.“ Ich lächelte.

„Gib mir fünf Arbeiter und ich besorge dir deine Inspektion. Und du wartest mit Obi-Wan bei den Transportschiffen. Wenn Xanatos flieht, muss er an dir vorbei.“

„Und wie besorgen wir uns unsere Zeugen?“

„Nachts! Sie werden in eine Lagerhalle gesperrt. Wenn wir ein paar von ihnen rausholen und den Rest zum Bleiben bewegen können, haben wir die Chance, dass es nicht auffällt.“ Er nickte.

„Was machen wir mit ihm?“ ich sah auf den Wächter und zuckte mit den Achseln.

„Der wacht so schnell nicht mehr auf und wir müssen sowieso hier bleiben, bis es Abend wird.“ Dann wandte ich mich dem Ausgang zu. Dass ich damit nach Obi-Wan fragte, wusste Qui-Gon. Er stand auf und ging raus. Worüber die beiden redeten wusste ich nicht. Aber es war mir auch leicht egal. Ich zog mich um, dann beschloss ich zu meditieren. Zeit genug hatten wir ja.

Qui-Gon berührte mich sanft an der Schulter. Ich stand auf. Wir schlichen uns an eines der Lagerhäuser an. Vor der Hintertür stand eine Wache. Obi-Wan zog sein Lichtschwert, aber ich legte ihm eine Hand auf den Arm.

„Der gehört mir.“ Ich drang in sein Gedanken haus ein, ging zu dem Teppich und manipulierte ihn so, dass ich ihm das eingeben konnte, was er nun machen sollte. Ich lies ihn schlafen, da er sowieso müde war. Ich half noch ein wenig nach, so dass er vorerst nicht aufwachen würde. dann liefen wir weiter. Wir öffneten die Tür. Jetzt kam der schwierigste Teil. Alle außer drei

Leuten zum Bleiben zu bewegen. Im Zweifelsfall konnte ich zwar noch nachhelfen, aber das war nicht unbedingt das was ich tun wollte.

Sobald sie sich die Tür öffnete, drängten sich die Arbeiter in den hinteren Teil der Halle. Qui-gon trat vor und sagte mit ruhiger Stimme:

„Ich bin ein Jedi! Ich bin hier um euch rauszuholen. Aber vorerst können nur fünf Männer mitkommen, die in der Lage sind, Bericht zu erstatten.“ Totenstille. Dann flüsterten die Männer. Ich war überrascht, wie realistisch sie reagierten. Dann entschieden sie sich für drei schwer verletzte Männer und zwei Redner, die mit uns gehen sollten.

Wir sperrten den Rest wieder ein und zogen uns in die Höhle zurück. Dort versorgten wir die Verletzten, und gaben ihnen zu essen. Zum ersten Mal war ich froh, Medikamente und eine Nahrungskapsel bei mir zu tragen. Als sie versorgt waren fragte ich einen von ihnen:

„Wieso haben sie so gelassen reagiert?“ Er war vielleicht zwanzig Jahre alt, hatte blonde Haare und braune Augen. Er starrte mich an, als hätte er noch nie eine Frau gesehen. Ein anderer antwortete:

„Wir sind schon vor mehreren Wochen versklavt worden. Wir haben nach einer Weile angefangen, darüber zu diskutieren, wie wir reagieren, wenn es eine Rettungsaktion geben sollte. wir sind alle Fälle durchgegangen und uns jedes Mal eine Reaktion überlegt. Aber selbst ich hätte nicht erwartet, dass es dann auch funktionieren würde.“ Der, den ich eigentlich angesprochen hatte, fragte leise:

„Das Gestern, die Frau, die mit Doser weggegangen ist, das waren sie?“ Ich verzog das Gesicht, als ich daran dachte. „Der Rest von ihm liegt da hinten irgendwo.“ Erwiderte ich mit einer Handbewegung zum Ende der Höhle. Er nickte verbittert. Doch derjenige, der mir geantwortet hatte, wollte wissen:

„Was werden wir jetzt unternehmen?“ Qui-Gon beteiligte sich an unserem Gespräch: „Wir warten noch ein wenig. Dann werden wir den Vorfall melden. Als Jedi haben wir jederzeit die Möglichkeit mit eurer Regierung zu sprechen. Dann wird es eine Inspektion der heiligen Orte geben und wir kümmern uns um Xanatos.“ Unser Gegenüber sah uns verwirrt an:

„Wieso brechen wir nicht gleich auf?“ Ich machte nur eine Kopfbewegung zu den Verletzten. Da hörten wir ein Stöhnen. Der Wächter, Duster oder wie er hieß, richtete sich langsam auf. Ich stand auf und schickte ihn mit einem gezielten Schlag wieder schlafen.

Als es hell wurde, brachen wir auf. Qui-Gon und ich stützten jeweils einen Verletzten, die beiden Redner nahmen den anderen und Obi-Wan hielt Ausschau nach unwillkommenen Reisegefährten. Unseren Wächter hatten wir gefesselt zurückgelassen. Ich war mir noch nicht sicher ob ich verraten sollte, wo er war. Aber das war im Moment unser geringstes Problem.

Als wir die Stadt erreichten, übernahm einer der weniger Verletzten Qui-Gons Verletzten. Dieser ging mit Obi-wan zu den Transportplätzen, von denen Xanatos wahrscheinlich fliehen würde. Ich klopfte an einem Haus und als ich ein paar Verletzungen hergezeigt hatte, hatte ich uns ein Transportmittel beschafft. Meine Jedikleidung trug ebenfalls nicht negativ dazu bei.

Eine Audienz mit einem Politiker zu erreichen war dafür umso schwieriger. Aber so leicht ließ ich mich nicht abwimmeln. Schließlich hatte ich es geschafft. Danach ließ ich die Anderen Sprechen. Sie erzählten davon, wie man ihre Verträge gefälscht habe, wie sie versklavt wurden und schließlich, was bei der ‚Restauration‘ wirklich geschah. Dann wandte sich der Politiker mir zu:

„Ist das war? Werden unsere ältesten Heiligtümer auf diese Weise entweiht?“ Ich nickte und fügte dann noch hinzu:

„UniFy ist in Wahrheit Offworld Corporation. Xanatos baut das heilige Gestein ab, um es zu verwerten. Wir Jedi sind daran interessiert, uns etwas genauer mit Xanatos zu beschäftigen. Da wir befürchten müssen, dass Xanatos hier seine Spione hat, wollten wir das Risiko nicht eingehen und erst mit Beweisen zu ihnen kommen.“ Er zog eine Augenbraue hoch:

„Wir?“

„Mein Meister Qui-gon, steht bereit, falls Xanatos zu fliehen versucht.“ Er nickte, dann überlegte er ein wenig, bevor er antwortete:

„Was ihr mit Xanatos anstellt, soll nicht unser Problem sein, sofern er niemals wieder in der Lage ist, solch schändliche Verbrechen zu begehen. Doch um die Firma Offworld Corporation werden wir uns sofort kümmern.“

„Das werden wir ihnen überlassen, aber falls sie weitere Hilfe benötigen, wir sind bereit.“ Dann verbeugte ich mich. Dann verließ ich das Gebäude. Er meinte es ernst, wie ich überprüft hatte. Jetzt musste ich mich um Qui-Gon und Xanatos kümmern. Ich rannte zu den Transportplätzen, die sich direkt neben dem heiligen Ort befanden, den ich besichtigt hatte. Die verstopften Strassen der Stadt machten es mir nicht unbedingt leichter. Als ich dort ankam, befassten sich gleich ein paar Wächter mit mir.

Ich machte mir erst gar nicht die Mühe Elnaur zu ziehen, sondern stieß sie mit der Macht gegen eine Wand. Ich suchte nach Qui-Gon mit meinen Fähigkeiten, fand ich und rannte zu ihm. Er stand mit Obi-Wan vor einem der heiligen Teiche. Das Wasser war grau. Ich sah sie an. Qui-Gon sah mich an. Seine Mine war nicht zu deuten.

„Was ist mit den anderen?“

„Im Krankenhaus, vermutlich. Telos' Politiker werden sich um Offworld Corporation kümmern. Ich habe ihnen Hilfe zugesagt, aber sie wollen es vorerst selbst in die Hand nehmen. Was mit Xanatos ist interessiert sie nicht.“ Qui-Gon nickte. Normalerweise wären wir hier geblieben, um die weitere Entwicklung abzuwarten, aber dieses Mal gingen wir.

Vom Raumschiff aus kommunizierte ich noch einmal mit dem Politiker, um ihm noch von dem Wächter zu berichten, der gefesselt in einer Höhle lag. Ich hatte es einfach nicht über mich gebracht, ihn einfach zu vergessen. Es wurde eine stille Reise. Als wir in die Nähe Coruscant kamen, nahm ich im Geiste Kontakt zu Yoda auf.

Ich berichtete ihm kurz, was passiert war. Xanatos Schicksal beschrieb ich mit ‚tot‘. Ich bat ihn, um die Erlaubnis, auf eventuelle Zeremonien verzichten zu dürfen, wenn ich in den Rang eines Jedi-Ritters erhoben wurde. Alles was er antwortete war:

>Ein Jedi-Ritter du bist bereits. Der Rat dir morgen deine erste Mission nennen wird.< Das hatte sich geklärt. Als wir landeten, bedeutete ich Qui-Gon, dass ich nicht mit zum Rat kommen würde. Er nickte nur und ging dann. Ich sah Obi-Wan an und er folgte mir. Ich nahm ihn mit zu dem Raum, der dafür gedacht war. Er begann zu erzählen, als ich ihm die Haare schnitt:

„Xanatos hat sich gar nicht zum Kampf gestellt. Er ist in den Teich gesprungen und wurden von der Säure darin zerfressen.“ Es war zwar nicht viel, aber er sprach langsam. Ich hatte erst einmal gesehen, wie jemand von Säure zerfressen wurde und ich wusste, dass das nicht unbedingt schön anzusehen war. Ich legte ihm nur kurz eine Hand auf die Schulter und schnitt dann weiter. Danach schwiegen wir.

Dann nahm ich einige Haare über seiner rechten Schulter, die ich lang gelassen hatte. nahm das braune und das rote Lederband, die ich vorher geholt hatte und flocht mit ihnen und den längeren Haaren einen Padawan-Zopf. Als ich fertig war sah ich ihn an. es gab nichts mehr zu tun. Ich nickte ihm zu und er ging, um Qui-Gon zu suchen. Ich folgte ihm ininigem Abstand. In der Halle vor der Bibliothek traf er auf Qui-Gon, der mich wohl in der Bibliothek gesucht hatte. Qui-Gon blieb vor ihm stehen und sagte:

„Du bist also Padawan geworden. Das freut mich für dich. Wer ist dein Meister?“ bevor Obi-Wan antworten konnte fiel Qui-Gons Blick auf mich. Ich hatte meine Haare geöffnet, so dass sie in leichten Locken über meine Schultern fielen. Es war seit vier Jahren das erste Mal, dass ich offene Haare hatte. Ich trat auf Qui-gon zu und drückte ihm etwas in die Hand. Er sah es an. es war das braune Lederband, das ich stets in meinen Padawan-Zopf eingeflochten hatte. er sah auf und ich lächelte.

Dann schloss er mich in die Arme. Ich wusste wie stolz er war. Ein normaler Jedi wurde mit circa zwei Jahren von seiner Familie weggeholt, dann war er bis zum zwölften Lebensjahr ein

Jüngling, der in Klassen unterrichtet wurde. Danach wurde er entweder von einem Jedi-Meister ausgebildet oder er wurde, vom Tempel weiter aufgezogen, zu einem Bibliothekar/in, oder jemandem, der ausgebeuteten Planeten hilf und versucht sie zu heilen. Nun ja ich hatte den normalen Ablauf jedenfalls an manchen Stellen gnadenlos übersprungen. So war ich nie ein Jüngling gewesen, und nur vier Jahre lang ein Padawan. Was manche Jedi in zwanzig Jahren lernten, hatte ich in vier Jahren geschafft.

Jetzt würde ich alleine dastehen. Mein Leben vollständig in meine eigene Hand nehmen. Es würde in einer gefährlichen Situation niemanden geben, der mir half oder mich rettete. Ich würde alleine sein. Als hätte er meine Angst gespürt, drückte Qui-Gon mich noch ein wenig fester an sich, bis er schließlich losließ.

Als wäre es das normalste der Welt, gingen wir zu unserem Cafe. Jedes Mal, wenn ich einen teil meines Lebens abgeschlossen hatte, waren wir hier hergekommen. Obi-Wan hielt sich ein Stück hinter uns. Er wusste wohl, wie viel wir dem jeweils anderen bedeuteten. Wir setzten uns an unseren Stamplatz und redeten über die Vergangenheit.

Anfangs war es ein eher ernstes Gespräch, doch mit der Zeit, nicht mit den Getränken, wurde es immer lustiger. Viele Dinge waren im Nachhinein viel lustiger. Die lustigste Zeit war eindeutig die gewesen, in der ich nichts sehen konnte. Ständig war ich über irgendwas gestolpert. Oder Qui-Gon hatte mich gebeten, mir etwas durchzulesen, was mir natürlich nicht möglich war. Es gab unzählige lustige Dinge und Sprüche in unserer gemeinsamen Zeit. Qui-Gon erinnerte mich an die ganzen Männer, die mich etwas mehr mochten. Und sofort hatten wir ein Thema für eine ganze Stunde.

Es war erstaunlich, wie witzig mein Leben doch gewesen war. Ich lachte an jenem Spätnachmittag mehr als in meinem ganzen Leben zuvor. Es war ein schöner Tag, der viel zu schnell zu ende ging.

„Ich bitte darum, keinen Padawan zu erhalten.“ Es war zwar üblich, das der Rat begann oder einem ein Zeichen gab, damit man sprach, aber wenn man mal meine Ausbildung ansah, hatte ich schon genug Traditionen gebrochen, sodass es nicht so schlimm war. Yoda runzelte die Stirn und Mace Windu zeigte mir durch eine Handbewegung, dass ich meine Bitte erklären sollte.

„Ich bin zwar ein Jedi-Ritter, aber viele dinge, musste man mir nicht erklären, da ich sie bereits wusste. Ich könnte einem Padawan die Macht nicht näher bringen. Ich wäre nicht in der Lage, ihm alles zu erklären, da ich vieles von alleine verstand.“ Yoda erwiderte:

„Zu diesem Schluss gekommen der Rat ebenfalls ist. Dieses Thema geklärt nun ist. Dein nächster Auftrag, dich nach Woostri führen wird...“

So fing in meinem Leben wieder der Alltagstrott an. über jene Abenteuer und die kleinen aggressiven Auseinandersetzungen werde ich vielleicht ein anderes Mal berichten, oder jemand anderes wird es tun, der mehr über meine Vergangenheit kennt, als jeder andere. Nur soviel sei erzählt:

Wann immer es ging, traf ich mich mit Qui-Gon. Um mit ihm zu reden oder einfach nur zu schweigen. Obwohl ich oft gegen den natürlichen widerstand der Männer gegen eine Frau mit Schwertern zu spüren bekam, ließ ich mich nicht unterkriegen und ging meinen Weg. Nach drei Jahren erhob man mich in den Stand eines Jedi-Meisters und sechs Jahre später fragte man mich indirekt, ob ich dem Rat beitreten wolle.

Ich lehnte ab.

Das war wohl noch nie passiert, aber ich hatte eine sehr eindeutige Erklärung, die ich aber niemandem sagte: Qui-Gon hatte seine kleinen Probleme mit dem Rat. Er versuchte allen Lebewesen gleichzeitig zu helfen. Und dafür setzte er manchmal eine Fußspitze über die Gesetze des Ordens. Wäre ich im Rat gewesen, hätte ich es Qui-Gon verbieten müssen, doch das war etwas, dass ich nicht konnte. Denn ich selbst war eines von Qui-Gons Problemen.

Hätte er sich damals nicht so sehr für mich eingesetzt, wäre ich niemals Jedi geworden und deswegen würde ich mich nicht über ihn stellen.

Der Rat akzeptierte diese Entscheidung. Was hätte er auch sonst tun sollen? Ich hatte nun mal einen Dickschädel. Der nicht unbedingt schlecht für mich war. Erst jetzt fällt mir auf, dass jedes Mal, wenn es in meinem Leben etwas zu berichten gibt, es schlecht ist. Für mich und für andere. Nun eigentlich ist es ja logisch, da jeder Held nun mal ein Monster braucht, das es zu besiegen galt. Und man hatte mich nun einmal zum Helden erkoren, selbst wenn ich es nie gewollt hatte:

Eine meiner Missionen führte mich auf ein Schiff, der Handelförderung. Durch die Besteuerung der Handelsrouten, hatte der Vizekönig mit einigen Schiffen eine Blockade um den Planeten Naboo errichtet. Ich sollte nun herausfinden, ob auch die Handelsschiffe, die sich etwas weiter am Rande der Republik befanden etwas planten. Anders gesagt:

Ich sollte, als Abgesandter des Senats nachfragen, ob der Rest der Handelförderung auch einen Streik beginnen wolle. Und das auf deren Schiff! Doch wo wäre der Spaß gewesen, wenn ich mich nicht in die Höhle des Löwen begeben hätte?

Da ich offiziell kam, konnte ich nicht einfach einen Ein-Mann-Raumjäger nehmen. So teilte mir der Kapitän mit, dass wir bald landen würden. Ich beendete meine Meditation und verließ das kleine Passagierzimmer, um mich auf die Brücke zu begeben.

„...wünscht an Board zu kommen!“ beendete der Kapitän seine Bitte um Landeerlaubnis.

„Wir freuen uns, den Gesandten des Senates zu begrüßen.“ Ich bezweifelte zwar, dass es so war, aber dagegen ließ sich nichts machen. Ich legte dem Kapitän eine Hand auf die Schulter, um mir seiner Aufmerksamkeit gewiss sein zu können.

„Haltet das Schiff unauffällig startklar. Und seid vorsichtig. Ich fühle mich nicht wohl dabei.“ Er nickte. Als Jedi wurde ich respektiert, wenn nicht gar gefürchtet. Ich verließ die Brücke, um nach der Landung gleich von Board gehen zu können. Ich wurde von einem Droiden in Empfang genommen. Typisch. Schick erstmal einen Droiden um den ich es nicht schade, wenn es doch Feinde sein sollten.

Er brachte mich ins Konferenzzimmer. Darin stand ein Tisch, der im Zick-Zack durch den Raum lief. Ich setzte mich auf einen der Stühle. Ich fühlte mich wie damals auf Onderon. Als die Sith auf uns gelauert hatten. Ich versuchte den Gedanken zu vergessen. Warum sollte noch ein Sith gegen das Wissen des Rates überlebt haben und warum sollte ausgerechnet ich ihm auch noch begegnen? Darauf konnte ich getrost verzichten. Ich dem Fenster zu, um meiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen, als sich etwas in der Macht regte. Sofort ging ich alles durch:

Der Raum vor der Tür? – Leer

Der Luftschacht? - ebenfalls leer

Das Schiff? – weg.

Was hatte ich nur immer für ein Glück! Sie hatten das Schiff zerstört. Ich rannte durch das Zimmer zum Lüftungsschacht und kroch hinein. Mehr schlecht als recht verschloss ich ihn hinter mir. Und blieb ruhig liegen.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür. Jemand kam herein. Er trug einen schwarzen Kapuzenumhang. So dass ich nichts von ihm erkennen konnte. Dann drehte er sich, um den ganzen Raum zu betrachten. Sein ganzes Gesicht war mit einem rot-schwarzen Muster bedeckt. An seiner Seite befand sich ein Lichtschwert. Am liebsten hätte ich nach einem Beschwerdekasten gefragt. Warum nur mussten immer mir solche Sachen passieren? Er blieb noch eine Weile stehen. Langsam zog ich mich zurück. Er konnte meine Anwesenheit wohl genauso wie ich seine spüren.

Als ich zu einer Kreuzung im Schacht kam, suchte ich nach dem richtigen Weg mit der Macht. Und kroch dann in Richtung Hangar. Als ich dort ankam waren die Droiden schon fleißig am aufräumen. Obwohl es mir nicht gefiel, beschloss ich erst den Rat zu informieren, da ich mich nur zu genau daran erinnern konnte, was das letzte Mal passiert war, als ich mich einem Sith

gestellt hatte. und diesmal war ich allein. Ich verließ den Schacht und rannte auf einen Ein-Mann-Raumjäger zu. aus den Augenwinkeln nahm ich die schwarze Gestalt wahr, die auf mich zu rannte und ich beschleunigte mein Tempo.

Ich sprang in den Raumjäger und flog sofort los. Doch schon kurz nachdem ich das Raumschiff verlassen hatte, folgte mir der Sith. Ich flog Kurven und Schleifen, um ihn zu verwirren, während mein Computer die Berechnungen machte, die Notwendig waren, um mit Überlichtgeschwindigkeit zu fliegen.

Der Computer hatte die Daten. Ich machte den ‚Sprung‘ und im gleichen Moment traf mich ein Geschoss.

„Verdammt!“ sofort befand ich mich wieder im normalen Raum, war aber trotzdem nicht mehr da wo ich den Sprung gemacht hatte. ein kurzer Blick auf die Sterne sagte mir, dass ich mich noch im Randsystem befand. Im Orus Sektor. Doch die Schäden, die mein Raumschiff erhalten hatte, lenkten mich von der schönen Aussicht ab.

Ich verlor an Höhe und wenn ich nicht bald landen würde, würde ich abstürzen. Ich suchte nach Qui-Gon. In der Hoffnung, er könnte mir schnell einen Rat geben. Doch zu meiner Verwunderung befand er sich auf Tatooine, das sich in meiner direkten Nähe befand. Ich flog dorthin. Das heißt. Ich versuchte es. Es fiel mir außerordentlich schwer, den Jäger unter meiner Kontrolle zu halten. Ich trat in die Atmosphäre ein, und verlor gänzlich die Kontrolle. Nichts funktionierte noch. verzweifelt suchte ich nach einer Notausstiegsmöglichkeit. 200 Meter vor dem Boden fand ich sie dann auch. Ein Fallschirm. Ich öffnete die Luke und sprang. Der Aufprall war hart, obwohl ich mich abzurollen versuchte. Ich wurde ohnmächtig.

Ich lag auf einer Wiese. Sofort hatte ich das Gefühl als würde irgendwas nicht stimmen. Ich setzte mich auf. Stopp! Tatooine war ein Wüstenplanet. Ich konnte nicht in einer Wiese liegen. Aber ein Blick auf den Boden bestätigte es. Ich sah zu den Sternen, um mich zu orientieren. Nach einer Weile schloss ich meine Augen, schüttelte den Kopf und sah noch einmal hoch. Die Sterne dort oben kannte ich nicht. Sie kamen nicht in den Archiven des Jedi-Tempels vor. Ich suchte nach Qui-Gon. Ich fand ihn nicht. Ich suchte Obi-Wan Mace Windu, Yoda, Aayla Secura, doch ich fand keinen. Es war als würden sie nicht existieren.

Ich befand mich nicht mehr im bekannten Bereich der Galaxie. Genau genommen war auch das keine Erklärung, da die Entfernung für mich keine Rolle spielte. So konnte ich nicht einfach in einer anderen Galaxie sein. Ich musste mich noch sehr viel weiter entfernt befinden.

Aber wie war ich hierher gekommen? Wie würde ich wieder zurückkommen? Gab es überhaupt einen Weg? Und warum konnte ich weder die Midi-Chlorianer noch die Macht fühlen? Was passierte hier?

Ich fühlte mich einsam und verlassen.

Ich war in der absoluten Fremde und niemand würde kommen, um mich zu holen.